D-A-CH –Treffen

vom 22. - 26. Oktober 2015

in Graz

„70 Jahre Frieden“

Beiträge:
Dirk White, USA
Rosemarie Killius, Frankfurt
Beatrix Eypeltauer, Linz
Herta Kehle, Wien
CTA – LV Tirol
Elisabeth Fink, Graz
Paul Györfy, Graz
Monika Pieringer, Graz
Friedensbüro Graz

D-A-CH steht für Deutschland-Austria-Schweiz

Vorwort

Geschätzte Freundinnen und Freunde des VAÖ,
Sie halten eine Broschüre in Händen, die in gekürzter Version alle Beiträge zum D-A-CH - Treffen 2015 wiedergibt.
Das ganze Treffen stand unter dem Thema

70 Jahre Frieden - 60 Jahre Staatsvertrag

Die Beiträge sind von Zeitzeugen (solange es noch welche gibt). Dem gegenübergestellt ist der Bericht über die Arbeit des Friedensbüros der Stadt Graz, ein Aspekt der Friedensstiftung heute.
Der Ausflug in die Süd-Ost Steiermark sollte unseren Gästen zeigen, wie eine Region, die bis 1989 den eisernen Vorhang als Grenze hatte, sich wirtschaftlich und kulturell positiv entwickelt hat und eine nicht unbedeutende Brücke zum ehemaligen Ostblock bildet.
Der Stadtrundgang „Graz – Very Britisch“ beleuchtete die 10 Jahre Besatzungszeit von der heiteren Seite.
Graz kann mit zwei weltgrößten Sammlungen aufwarten:
Das Landeszeughaus, die größte mittelalterlicher Waffensammlung
und das Schloß- und Schlüsselmuseum.
Wir haben und für letzteres entschieden, getreu dem Thema des Treffens.

Als Höhepunkt durfte eine Abordnung der Teilnehmerinnen am 26. Oktober, dem österreichischen Nationalfeiertag, dem Herrn Bundespräsidenten Dr. Heinz Fischer diese Broschüre überreichen.
Ich wünsche Ihnen eine erbauliche Nachlese!
Mag. Elisabeth Györfy
Präsidentin des VAÖ

Mein besonderer Dank für die Mitarbeit zum Gelingen dieses Treffens gilt

Regina Adlmannseder
Brigitte Bitschnau
Petra Fröschl-Zückert
Gerhild Hansen
Olivia Klemmer
Sigrid Knall
Monika Pieringer
Kathrin und Maria Rypka
Ulli Sachse
Waltraud Schuller
Dominika Stiger
Maxie Uray-Frick

Bericht über die Besatzungszeit in Steyr von Richard White (US-Army Veteran aus dem 2. Weltkrieg)

Er diente bei den Besatzungsmächten in Steyr, Österreich, 1945)

Nachdem ich 1943 die High-School abgeschlossen hatte, wurde ich im Alter von 18 Jahren zum Militär einberufen und wurde Soldat in der amerikanischen Armee. Ich verließ mein Elternhaus in Homewood/Illinois, um in Texas meine Grundwehrausbildung zu absolvieren. Später dann wurde ich der Feldartillerie zugeteilt.
Nach meiner Ankunft in Europa befand ich mich mit den amerikanischen Truppen im Winter 1944-45 rasch in der Ardennenoffensive und diente mit der 666. Geschützgruppe der Feldartillerie als Teil der ersten Armee.

Nach dem Krieg sah ich während diversen Arbeitseinsätzen die schwer
beschädigten Städte Nürnberg und München, ein Kriegsgefangenenlager
und andere schwerwiegende Folgen des Krieges.
Während der letzten 4 bis 6 Monate meines Dienstes nach dem Krieg, wurde ich dem US-Army Hauptquartier im Rathaus der österreichischen Stadt Steyr zugeordnet.
Obwohl ich wusste, dass ortsansässige Fabriken, die von den Nazis benutzt wurden, bombardiert worden waren, sah ich keine wirklich schwerwiegende kriegsbedingte Zerstörungen in den Gegenden, in denen ich diente. Auch das Stadtzentrum war sehr schön.
Die Bevölkerung vor Ort schien die Besetzung durch die amerikanischen Truppen zu akzeptieren, war kooperativ und passte sich an die Situation an.
Diese Gegend war vor unserer Ankunft auch durch die britischen Truppen besetzt gewesen. Die Besatzungsmächte übernahmen alle Bereiche der österreichischen Regierung und gaben sie 1955 in österreichische Kontrolle zurück.

Teile der Dienstleistungen in Steyr, die wir zur Verfügung stellten, waren die Verkehrskontrolle und die Verteilung von Essen. Es gab dort ungefähr 8 bis 10 amerikanische Offiziere und angeworbene Männer aus dem Ort, die dazu einberufen wurden, um ihren Dienst im Rathaus zu verrichten. Österreicher und Amerikaner behandelten sich gegenseitig mit Respekt.

Während meines Dienstes als Kurier fuhr ich mit einem Jeep und beförderte Post, Dokumente und Vorräte in andere Städte – auch nach Wien, obwohl ich zuvor niemals einen Wagen gelenkt hatte.
Meine Hauptaufgabe bestand darin, am Empfangstisch des Rathauses zu sitzen und jene willkommen zu heißen, die nach Hilfe suchten. Es gab vertriebene Personen und Flüchtlinge, die aus anderen Ländern kamen und die in den lokalen Arbeitslagern der Nazis arbeiten mussten. Viele waren demoralisiert, unternährt oderkrank. Viele sprachen etwas Deutsch. Die Kommunikation auf Deutsch war dabei praktischer als die Verwendung ihrer Muttersprachen. Ich hatte Latein und Französisch in der Schule gehabt - was mir in Steyr wiederum weiterhalf. Es gab auch einen Übersetzer, der mir zur Seite stand. Ich hörte die deutsche Sprache während meiner Arbeit und auch überall dort wohin ich mich begab.
Ich begann schrittweise mehr und mehr Deutsch zu verstehen und auch es selbst zu sprechen bis ich immer weniger Hilfe von außen benötigte bei der Befragung von jenen, die uns um Hilfe baten bei der Organisation ihrer Rückreise in das jeweilige Heimatland.

Als ich nach Beendigung meiner Militärzeit nach Hause kam, ging ich tagsüber arbeiten und lernte in der Abendschule auf der Northwestern University zwei Jahre lang Deutsch.
Dann tat sich eine Möglichkeit auf, um in Deutschland zu studieren. Zu meiner Überraschung vergab man ein Stipendium nicht an einen Vollzeitstudenten sondern an einen Teilzeitstudenten. Die Zeit, die ich in Steyr dazu verwendet hatte, Deutsch zu sprechen und zu verstehen, half mir ohne Zweifel dabei, mich für dieses Stipendium zu qualifizieren. Nach einem Studienjahr in München, setzte ich mein Studium an der Northwestern Universität fort und erlangte ein „Bachelor of Art“-Diplom, das es mir erlaubte, die deutsche Sprache zu unterrichten.

Ich unterrichtete dann Deutsch in der „Rich Township High School“ in der Nähe meines Wohnortes bis ich in Pension ging.
Viele Jahre lang nahmen Gruppen meiner Studenten mit

mir an einem Sommeraustauschprogramm teil, das wir mit dem Gymnasium in Kempen im Rheinland in Deutschland abhielten.
Gemeinsam mit meiner Gattin, die ebenfalls Deutsch unterrichtete, haben wir an einem Lehrerseminar in Graz teilgenommen.
In 1966 und 1967 brachten wir einige unserer Studentengruppen für ein Sommerseminar nach Mayrhofen und Seefeld, Österreich.
Für sie wurde es zu einem unvergesslichen Erlebnis, Österreich kennen zu lernen. Zwei von ihnen wurden ebenfalls Deutschlehrer.

Als wir unsere Freundin Mary Androsch in einem Sommer besuchten, nahm sie uns mit nach Steyr, wo wir die Schönheit der Stadt ersehen konnten und betraten dann das Rathaus wo ich gearbeitet und begonnen hatte, die deutsche Sprache zu erlernen.

Meine Liebe und mein Respekt für Österreich begannen dort in Steyr. Meine Einberufung während der Besatzungszeit in Steyr war der Grundstein dafür, dass mein Leben in eine Richtung gelenkt wurde, die mich sehr glücklich gemacht hat.

Übersetzung aus dem Englischen von Regina Adlmannseder.

Originalbericht:

Steyr occupation report from
Richard White
US Army WW II Veteran
Served with American occupying forces in Steyr, Austria, 1945

After graduating from high school in 1943, I was drafted and became an 18 year old private in the US Army. I left my home in Homewood, Illinois to train in Texas for basic infantry training. Later I was assigned to the Field Artillery. After arrival in Europe, I was soon with the American forces in the Battle of the Bulge in the winter of 1944-45, serving with the 666th Field Artillery Battery as part of the 1st Army.
After the war, while on various assignments I saw the severely bombed cities of Nuremberg and Munich, a prisoner of war camp, and other severe remants of the war. During the last 4-6 months of my post war service, I was assigned to duty in the US army headquarters in the Rathaus of the Austrian city of Steyr. Although I knew that local factories used by the Nazis had been bombed, I did not see significant wartime damage in the areas where I served. The center of the city was quite beautiful.

The local population seemed to accept the U.S. occupation and were cooperative in adjusting to the situation. This area had also been occupied by British troups prior to our arrival. The occupying forces took over all aspects of the Austrian government and restored it to Austrian control in 1955. Some of the services provided in Steyr were traffic control and distribution of food. There were about eight to ten American officers and enlisted men assigned to work in the Rathaus. Austrians and Americans treated each other with respect. While on messenger duty, I drove a jeep bringing mail, documents and supplies to other cities, including Vienna, though I had never driven before.

My major assignment was to sit at the front desk of the Rathaus and greet those who came for help. There were displaced persons and refugees from other countries who had served in the local Nazi work camp. Many were sad, under-nourished or sick. Many spoke some German. Communicating in German was more practical than in their native tongues. I had studied Latin and French in school, which helped me little in Steyr. There was an interpreter at my side to help. I heard German in my work as well as everywhere I went. Gradually I learned to understand more and more German and began to speak it myself until I needed less and less help in interviewing those who came for our help in arranging transportation to their home countries.

When I returned home after completion of my Army service. I worked days while studying German in night school at Northwestern University for two years. Then an opportunity arose for study in Germany. To my surprise, a scholarship was awarded not to a full time student, but to myself, only a part time student. The time I spent learning to understand and speak German in Steyr, no doubt, greatly helped me to qualify. After a year of study in Munich, I continued my study of German at Northwestern and received a Bachelor of Arts degree and became qualified to teach German.

I taught German in Rich Township High School near my home until I retired. For many years, groups of my students participated with me in a summer exchange program with the gymnasium in Kempen, Germany in the Rhineland. With my wife, who was also a teacher of German, we participated in a teachers' seminar in Graz. In 1966 and 1967 we brought groups of our students for summer study to Mayrhofen and Seefeld, Austria. For them, getting to know Austria was unforgettable. Two of them became German teachers.

When we visited our friend, Mary Androsch, one summer, she took us to Steyr, where we experienced the beauty of the city and entered the Rathaus, where I had worked and began learning German. My love and respect for Austria began there in Steyr as well. My occupation assignment in Steyr resulted in directing my life to a career which brought me much happiness.

Dr. Rosemarie Killius:

Hochzeit nach 50 Jahren

Sympathisch sind mir die beiden sofort, als sie mit mir zusammen die Treppe der Musikhochschule hochsteigen und wie ich den Tagungsraum suchen.
Die Frau lächelt mich freundlich an und wir setzen uns nebeneinander an einen langen Tisch.
Ich bin erst vor wenigen Minuten in dem Inn-Städtchen angekommen. Bei der historischen Tagung, zu der man mich eingeladen hatte, geht es allerdings nicht direkt um die Person des berühmt – berüchtigtsten Einwohners der Stadt, sondern um seine Schandtaten.

Ich bin in Braunau am Inn, im Geburtsort Adolf Hitlers.
Mein Auftrag ist hier, über die zu schwerer Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppten Menschen aus Belorussland zu sprechen. Und zwar im Rahmen des Themas: "Zwangsarbeiter, Fremdarbeiter, Ostarbeiter, slawische Untermenschen, Verschleppung ins Großdeutsche Reich, Verbotener Umgang."
Wie haben also polnische und russische Menschen, die während des Zweiten Weltkrieges in der sogenannten Ostmark Zwangsarbeit leisten mussten, gearbeitet, gelebt und gelitten? Vor allem auf österreichischen Bergbauernhöfen.
Viele Zuhörer sind gekommen, alte und junge, Männer und Frauen. Ich wusste, dass man auch ehemalige sowjetische und polnische Zwangsarbeiter und ihre ehemaligen Herren, die Bauern, eingeladen hatte.

Die freundliche ältere Frau neben mir verfolgt sehr konzentriert die Reden und Diskussionsbeiträge. Manchmal flüstert sie mit ihrem Mann. Mein Blick ruht öfter auf den beiden. Etwas ist mit ihnen. Sie wirken irgendwie anders als andere ihres Alters. Merkwürdig unkompliziert und jung! Und es fällt mir auf, dass ihre rechte Hand die ganze Zeit schon seine linke umklammert hält.
Wie schön, denke ich, sich nach einem langen Miteinander noch so zu mögen!
Ich bin beeindruckt von der Behutsamkeit, die zwischen ihnen herrscht, so dass ich kaum noch höre, was der Moderator der folgende Diskussionsrunde eigentlich sagt.

Plötzlich steht die Frau auf. Hand in Hand geht sie mit ihrem Mann zum Podium. Und beide setzen sich dort an den Tisch. Sie scheinen ängstlich, eingeschüchtert, wohl wegen der vielen Zuhörer. Er streichelt die ganze Zeit über ihren Arm und wirft ihr liebevolle Blicke zu. Offenbar beruhigt sie das.
Der Moderator scheint die beiden aufgerufen zu haben, denn er erklärt, sie heiße Fedora Ortner und sei eine ehemalige Ostarbeiterin aus der Ukraine. Sie habe damals, im Zweiten Weltkrieg, im Dorf ihres Mannes als Ostarbeiterin gearbeitet.

Und dann erzählen beide von damals. Sie, die Ukrainerin, spricht gebrochen deutsch, er, der Steirer, langsam österreichisch. Er überdenkt jedes Wort genau.

Die beiden seien erst ein knappes Jahr verheiratet, sagt der Moderator zwischendurch. Deshalb also diese Zärtlichkeit im Umgang miteinander! Ein altes, junges Liebespaar!
Diese Liebesgeschichte, die eher aus dem Märchen als aus der Wirklichkeit zu stammen scheint, rührt das Publikum. Und so werden die beiden alten Leute manches gefragt und antworten höflich lächelnd.
Ich kann das alles nicht richtig einordnen, was da an Privatem vor über hundert Leuten ausgebreitet, bestaunt, und bewundert wird.
Ich schaue die beiden immer nur an und beschließe, sie zu bitten, mir ihre Geschichte doch noch einmal und ganz von vorne ohne Publikum zu erzählen. Würden sie einwilligen? Ich bin unsicher. Möglicherweise haben sie es nach dieser Tagung hier in Braunau und den verschiedenen Presseinterviews satt, fremden Leuten immer wieder zu erzählen, was damals mit ihnen geschah.

Beim Abendessen schaffe ich es, wieder mit ihnen an einem Tisch zu sitzen. Wir fangen an, uns kennenzulernen. Ich spreche von meinen Rußlandreisen und den vielen Gesprächen dort. Und plötzlich sagt Herr Ortner spontan zu mir: "Besuchen Sie uns doch auf unserem Bauernhof in Österreich."

Es hat dann doch noch zwei Jahre gedauert. Wir bleiben aber in schriftlicher Verbindung. Eines Tages ist es soweit: Ich fahre in die Steiermark, genau gesagt nach Tanzelsdorf, bei "Groß St. Florian in der Nähe von Deutschlandsberg und weniger als 50 km von der slowenischen Grenze entfernt,"so wurde es mir liebevoll von den beiden erklärt.

In ihrer blitzsauberen, gemütlich eingerichteten Bauernhausküche sitze ich dann mit Dora Mitrofanovna, wie sie eigentlich mit Vatersnamen heißt, bei Kaffee und selbstgebackenem Kuchen. Und sie erzählt mir, wie sie nach Österreich verschlagen wurde.
Sie sei damals, als die Deutsche Wehrmacht die UdSSR überfiel, wie so viele andere aus Weißrussland und der Ukraine, nachts von zu Hause abgeholt und für den Arbeitseinsatz ins Großdeutsche Reich zwangsverpflichtet worden.
Während des Zweiten Weltkrieges erlitten dieses Schicksal mehr als 10 Millionen Menschen. Dora war damals ganze 18. Sie wurde von ihrem Dorf aus über Kiew und Brest nach Deutschlandsberg in der Steiermark verschleppt. Das war im Jahr 1943. Verzweifelt, hungrig und todmüde kam sie dort an. Ihre Familie wusste nichts von ihrem Verbleib. "Dann hatte ich Glück, denn ich wurde der Familie F. in Tanzelsdorf zugeteilt. Ob sie dort einigermaßen höflich behandelt worden sei, will ich wissen.

Mit leuchtenden Augen sagt sie: "Dort war es so schön und es gab so gutes Essen." Dann erfahre ich, dass sie dort beinahe "wie eine Tochter" behandelt wurde. Sie hatte auf dem Bauernhof Arbeiten zu verrichten, die sie schon von zu Hause kannte. Und sie hat sich vermutlich auch sehr angestrengt, um es allen recht zu machen. Sie war für Hof- und Stallarbeit zuständig. Aber gleich vom ersten Tag an durfte sie, was streng verboten war, mit am Tisch essen.
Die Bauernfamilie, besonders die Eltern, seien "so nett" zu ihr gewesen. Natürlich habe sie mitbekommen, dass es nicht allen Mädchen, die mit ihr zusammen gekommen waren, so gut erging. Besonders in den Städten, im Industrieeinsatz herrschten völlig andere Gegebenheiten. Der Familienanschluss bei der Familie F. hat Dora Mitrofanovna sehr geholfen, ihr Heimweh einigermaßen zu ertragen.
"Sonntags gingen wir zusammen in die Kirche", sagt sie mit einem Lächeln. "Und einmal nahmen sie mich auch nach Graz in den Zoo mit. Sie haben mir eine österreichische Tracht angezogen, und ich durfte kein Wort sprechen."
Dieser Ausflug in den Zoo nach Graz war für die Familie F. ein ungeheures Risiko, denn Fremdarbeiter durften sich ja nicht aus dem Dorf entfernen.

Und dann erzählt sie, wie sie bei der Feldarbeit oft den Nachbarjungen Alfred gesehen habe. Und sie weiß auch, dass der sich damals schon, obgleich erst 15jährig, in sie verliebte. Er hätte sie immer mal ansprechen und sie einladen wollen, es aber nicht gewagt. Er sei sehr schüchtern gewesen und schließlich erst 15, während sie doch schon 18 war. Sie habe ihn so gern getroffen. Er hätte ja auch nicht mehr wie ein Kind, sondern sehr viel älter ausgesehen.

Und ihr Mann, der gerade vom Stall kurz in die Küche kommt, sagt ähnlich lächelnd wie sie: "Damals war man ja noch viel zurückhaltender. Ein 15-jähriger hätte doch niemals eine 18-jährige angesprochen."

Und dann erfahre ich die ganze Geschichte:
Als Dora Mitrofanovna nach Kriegsende wieder nach Hause in die Ukraine fahren kann, ist sie beinahe traurig und überlegt einen Moment, ob sie nicht für immer in Tanzelsdorf bleiben solle. Sie entscheidet sich jedoch für die Heimat.

Und damit verliert Alfred Ortner sie aus den Augen.
Er kann sie aber nicht vergessen und trauert um sie. Er hat sich nie mehr für eine andere Frau interessiert und ist ledig geblieben. Nach dem Tod seiner Eltern hat er den Bauernhof allein weiterbewirtschaftet.

Dora Mitrofanovna kehrt in die Ukraine zurück und heiratet. Sie bekommt zwei Töchter. Von Zeit zu Zeit denkt sie an die Familie F., an ihre Arbeit dort auf dem Feld. Dabei kommt ihr der Nachbarjunge Alfred wieder in den Sinn. Der hatte

bestimmt auch längst geheiratet und Kinder wie sie. Sie hätte gerne etwas aus "ihrem" Dorf," wie sie sagt, gehört, aber es war unmöglich. Durch den Stalinismus, den Kalten Krieg, den eisernen Vorhang und eine undurchdringliche Mauer nach Westen hin.
Und dann hat sie ja auch ihre eigenen Probleme. Ihr Mann wird krank und stirbt Ende der 80er Jahre.
In der Gorbatschow-Ära hat sie dann einen Brief in die Steiermark geschickt. An ihre Bauernfamilie. Der Brief ist wohl nie angekommen. Sie schickt einen zweiten, wegen der "besseren Zeiten:" Glasnost und Perestroika. Aber wieder kommt keine Antwort. Sie hat jetzt mehr Zeit, denn sie ist Rentnerin. Sie nimmt sich vor, noch irgendwann einmal in ihrem Leben "ihr" Dorf zu besuchen. Sie sagt: "Ich habe einen guten Bauern gehabt. Er und seine Familie waren so liebe Menschen. Ich habe mein ganzes Leben an diese Familie gedacht und wollte sie immer mal wieder sehen."

Da liest sie eines Tages in der Zeitung, dass ehemalige Zwangsarbeiter von der österreichischen Regierung auf ihre Bauernhöfe von damals eingeladen würden. Sie meldet sich und wird tatsächlich auch eingeladen.
Das war 1993.
Nach 50 Jahren fährt sie zum zweiten Mal nach Tanzelsdorf, bei "Groß St. Florian in der Nähe von Deutschlandsberg und weniger als 50 km von der slowenischen Grenze". Sie besucht "ihre" Bauernfamilie und ist überglücklich. Zwei Wochen ist sie dort.

Auch Alfred Ortner ist im Dorf. Am zweiten Tag ihres Aufenthalts hat jemand zu ihm gesagt: "Du, die Dora ist da!" Er hat all die Jahre immer mal wieder seiner verschwundenen großen Liebe nachgetrauert und sich dann in sein Schicksal ergeben. Es war immer so viel zu tun auf dem Hof. Eigentlich hätte er auf diese Nachricht hin vor Freude einen Luftsprung machen müssen.
Aber er war wie versteinert.
Die 50 Jahre Sehnsucht, Trauer, Enttäuschung, Resignation, das Warten und bange Hoffen, ob denn nicht ein Wunder geschehe in seinem Leben und **sie** käme, hatten ihn gelähmt.
Seit damals, als er 15 war, hatte er gehofft.
Auch noch mit 25, mit 35. Dann wurde er 45. Seine Freunde und Schulkameraden verheirateten bereits ihre Kinder. Mit 55 gab er alle Hoffnung auf. Es war ja auch kein Lebenszeichen von ihr gekommen. Vielleicht lebte sie längst nicht mehr!

Und jetzt war er 65 und es hieß "die Dora ist da." Hier im Dorf, im Nachbarhaus, ein paar Schritte von ihm entfernt. Zum Greifen nahe. Es geht ihm nicht gut in den nächsten Tagen. Er verlässt das Haus nicht.

Er geht nicht zum Nachbarn, da wo sie ist. Die 50 Jahre überwältigen ihn. Sie drücken ihn beinahe zu Boden. Er kann nichts tun.

Am Abend vor ihrer Abreise schließlich kommt wieder jemand aus dem Dorf zu ihm und sagt: "Willst du denn der Dora nicht wenigstens jetzt noch guten Tag sagen?"
Da packt es ihn. Er geht hin und sieht sie.
Nach 50 Jahren! Nach einem halben Jahrhundert!
Er geht auf sie zu, nimmt ihre Hand und sagt einfach: "Dora, bitte bleib bei mir!"
Und Dora Mitrofanovna, die dreifache Großmutter aus der Nähe von Kiev bleibt. Diesmal für immer.

Jetzt ist Herr Ortner mit der Stallarbeit fertig.
Ich bin noch ganz benommen von dieser Lebens - und Liebesgeschichte. Frau Ortner hat sich gut eingelebt und ist im Dorf geachtet und beliebt. Sie hat in den Junggesellenhaushalt Ordnung, Gemütlichkeit und Geschmack gebracht. Lachend erzählt sie, wie sie erst mal alles umgeräumt hat im Haus, um es schön zu machen. Überall stehen Blumen. Und vor das Haus hat sie eine Holzbank gestellt. Da sitzen die beiden abends, wenn sie mit der Arbeit in Haus, Hof, Stall und Feld fertig sind, und freuen sich aneinander. "Jeder Tag ist kostbar, "sagt er.

Inzwischen waren beide in der Ukraine zu Besuch. Ob sie manchmal noch von früher sprechen, frage ich sie.
"Ja," sagen sie, "daran denken wir oft. Zusammen denken wir und sprechen davon, wie das früher war. Ich habe immer gedacht, Tanzelsdorf ist ein so gutes Dorf mit so guten Leuten."
"Hat sich Ihre Meinung über die Leute gehalten? Sind das immer noch gute Leute für Sie?," möchte ich wissen.
"Oh ja," erwidert sie spontan, "ich sehe die Leute oft. Sie sprechen gerne mit mir. Ich fühle mich hier wohl."

Und dann möchte ich es noch genauer wissen: "Das ist vielleicht auch so, weil Sie solch einen guten Mann bekommen haben."
Jetzt lächelt sie still vor sich hin und sagt leise:
"Ja, vielleicht. Das ist das Wichtigste. Ich denke, das Schicksal wollte es so. Er hat nie geheiratet, obwohl er natürlich nicht wusste, was wird. Ich möchte gern alles für ihn machen, weil er so lange gewartet hat."

Wenige Wochen nach ihrer Hochzeit kam Enkelin Olga aus Kiev zur Oma - und blieb auch. Sie hatte sich in den jungen Bauern vom Nachbarhof verliebt. Die jungen Leute wohnen seit ihrer Hochzeit oben, im ersten Stock.

Und da kommt Olga in die Küche. Mit Maria, der drei Monate alten Urenkelin von Dora Mitrofanovna. Großmutter und Enkelin sprechen zusammen russisch. Sie erwarten in wenigen Tagen Besuch aus der Heimat. Die Tochter von Dora, also die Mutter von Olga und Großmutter von Maria wird erwartet.
Ob sie auch so glücklich ist wie diese beiden frisch verliebten und verheirateten Frauen? denke ich. Die Alte und die Junge!
Beim Abschied sagen die Ortners zu mir: "Kommen sie bald wieder!" Und ich sehe, dass sie es ehrlich meinen. Sie winken mir noch lange nach.

Ich habe inzwischen die Ortners mehrere Male besucht. Olga hat bereits drei Töchter im Teenager-Alter.
Ich werde immer gerne hierher zurückkommen. Nach Tanzelsdorf, bei "Groß St. Florian in der Nähe von Deutschlandsberg und weniger als 50 km von der slowenischen Grenze!

Dr. Beatrix Eypeltauer
Römerstraße 3, 4020 Linz

Wenn man ein „Zeitzeuge“ sein soll, dann bedeutet das zweifellos, dass man ein beträchtliches Alter erreicht hat. So ist es (leider) auch in meinem Fall, war ich doch im alles entscheidenden Jahr 1945 bereits 16 Jahre alt. Noch wütete der schreckliche „Weltkrieg Nr.2“, wie er dann genannt wurde; noch fielen die Bomben und wurden Menschen in Konzentrationslagern ermordet; noch wichen die zunächst weit von uns entfernten Fronten zurück und kamen immer näher; noch mussten auf beiden Seiten der Kämpfenden unzählige Menschen ihr Leben lassen. Dann aber, im Mai 1945, war alles zu Ende und, wie es so schön heißt, „neues Leben spross aus den Ruinen“.

Ich erlebte das Kriegsende gemeinsam mit meiner Mutter in Haslach im Mühlviertel, kehrte aber im Juli, als die Russen sich anschickten, auch das westliche Mühlviertel zu besetzen, nach Linz zurück. Unsere Wohnung im obersten Stock des Hauses Schillerstraße 12 war weitgehend zerstört, denn beim letzten Fliegerangriff am 25.April (!) hatte eine Bombe ins Dachgeschoss eingeschlagen und dieses war in unsere darunter liegende Mietwohnung hineingekracht. Gemeinsam mit meinen Eltern fanden wir bei den mütterlichen Großeltern in der Elisabethstraße Unterschlupf, bis wir eine durch Auszug deutscher Mieter freigewordene Wohnung am Römerberg beziehen konnten.

Im September 1945 begann das neue Schuljahr und da ab Spätherbst 1944 in Oberösterreich kein normaler Schulbetrieb mehr möglich gewesen war, traten wir alle nochmals in dieselbe Schulstufe ein - in meinem Fall die 6.Klasse „Mittelschule“, wie wir es damals nannten. Eine meiner besten Freundinnen war nicht mehr da – sie war eine „Reichsdeutsche“ und mit ihrer Familie heimgereist. Ja, der Alltag hatte uns wieder – noch lag die Stadt Linz in Trümmern; Elektrizität und Wasser-Versorgung gab es, fleißige Menschen waren allerorts mit Aufräumarbeiten beschäftigt und es herrschte eine spürbare Aufbruchsstimmung – jeder wusste, es konnte nur besser werden. Natürlich gab es Lebensmittelkarten, aber zumindest in unserem Bundesland musste niemand (ver-) hungern, was in Wien leider bei alleinstehenden alten Menschen, die sich kaum mehr bewegen konnten, manchmal der Fall war. Dort gab es längere Zeit hindurch nur getrocknete Erbsen mit vielen Würmern drin!

Linz lag – zumindest der Teil südlich der Donau – in der „amerikanischen“, das nördliche Urfahr hingegen in der „russischen Zone“, wie es damals hieß. Auf der im Krieg neu gebauten Nibelungen-Brücke, die gottlob nicht zerstört war, gab es einen amerikanischen und einen russischen Kontroll-punkt; jeder Passant musste sich ausweisen (man hatte die sogenannte I-Card erhalten) und wer mit der Straßenbahn

unterwegs war, musste anfangs sogar eigens aussteigen. Eine von Natur aus unpünktliche Schulkollegin kam regelmäßig zu spät zum Unterricht und begründete dies immer mit einer schrecklichen Verzögerung bei der Kontrolle auf der Brücke – sei's drum!

Ich war nun gerade im richtigen Alter, um die Tanzstunde zu besuchen, was im Herbst 1946, wenn ich nicht irre, möglich war. Daraus ergaben sich naturgemäß neue Freundschaften und bescheidene „parties" konnten stattfinden. Wein gab es kaum – aber an Pfirsichbowle, angesetzt mit reinem Alkohol (!!), dann natürlich ganz stark verdünnt, kann ich mich erinnern. Wie schön war es, als wir wieder ins Theater gehen konnten. Linz hatte in der Nachkriegszeit ein fabelhaftes Ensemble.

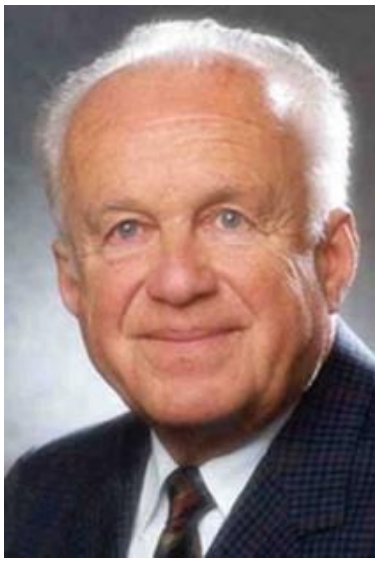
1948, nach der Matura, konnte ich in Wien an der juridischen Fakultät inskribieren und zugleich auf 4 Monate nach London „entfliehen", wo die Lebensmittelversorgung schlechter war als bei uns (z.B. ein Ei pro Woche!). Dann musste ich mich naturgemäß in Wien meinem Studium widmen, das ich im Dezember 1952 mit dem „Doktor juris" abschloss. Alles hatte sich inzwischen normalisiert - die 1945 neu gewonnene Demokratie funktionierte und das Leben Richtung „70 Jahre Frieden" ging seinen Gang. Wenn man allerdings heutzutage in die Welt blickt mit ihren vielen Krisenherden, Terrorgruppen und dem Flüchtlingselend, wird einem angst und bang, was wohl die Zukunft bringen mag. Es bleibt nur zu hoffen, dass meine 5 Enkelkinder, die alle schon erwachsen sind, dereinst auch auf „70 Jahre Frieden" zurückblicken können!

Beitrag vom Landesverband Oberösterreich

Feierstunde zu Kriegsende und Staatsvertrag

Moderation: Wir haben prominente Zeitzeugen gebeten darüber zu sprechen, wie sie nicht nur die letzten Wochen des Krieges erlebt haben und die Zeit des Wiederaufbaus. Filmisch bei uns jetzt zu Gast Dr. Karl Rehberger, Kustos der Sammlungen im Stift St. Florian, der FP-Politiker und Volksanwalt a.D. Horst Schender, Dr.in Beatrix Eypeltauer, langjährige Abgeordnete der SPÖ zum Nationalrat, ab 1979 bis zu ihrer Pensionierung Staatssekretärin im Bundesministerium für Bauten und Technik sowie Altlandeshauptmann Dr. Josef Ratzenböck, der den Erinnerungsbogen eröffnet.

Zeitzeugen im Gespräch



Dr. Josef Ratzenböck (Ehemaliger Landeshauptmann von Oberösterreich, bei Kriegsende 16 Jahre alt):
Wir haben den Krieg erlebt. Und wir hassen den Krieg. Nichts ist so furchtbar wie Krieg. Ich habe miterlebt als Volkssturmmann, das war noch ein Teil der Wehrmacht, den Luftangriff auf Linz, den größten aller Zeiten am 25. April 1945. Ich habe gesehen wie die Bomber gekommen sind, vom Westen her. 800 oder 1000 sind‘s gewesen. Ich habe gesehen wie sie die Bombenteppiche gelegt haben über das Franckviertel und über die Voest. Ich habe gesehen wie die Flak Flugzeuge abgeschossen hat. Es war ein Inferno. Grauenhaft. Furchtbar.

Prof. DDr. Karl Rehberger (Archivar und Bibliothekar des Stiftes St. Florian, bei Kriegsende 10 Jahre alt):

Es kamen in die Schule Soldaten, vor allem in den letzten Monaten, die haben uns beigebracht, wie man Handgranaten werfen soll, wie man Panzerfäuste bedient und noch zu Ostern 45´mussten wir Bäume ansägen und Gruben graben neben den Straßen um Platz zu schaffen für die Leute die mit Panzerfaust arbeiten. Als dann bei Kriegsende die Amerikaner den oberen Teil des Mühlviertels besetzt hatten, war auch also meine Heimat von den Amerikanern betroffen, und da erinnere ich mich sehr gut, wie wir die ersten Jeeps gesehen haben mit den Antennen drauf, haben wir gedacht, da müssen wir alle recht leise reden, weil die hören uns dann alle durch die Antenne, wenn die da beim Haus vorbei fahren. Mein Elternhaus liegt an einer Straße und dort hatten wir auch bevor die Amerikaner kamen, jenes Elend miterleben müssen, diese endlosen Tracks von Flüchtlingen mit ihren Planwägen, die also vom Osten her gen Westen zogen und auch bei meinem Elternhaus vorbei. Das war ein fürchterlicher Anblick. Wir konnten nicht helfen, aber wir haben gesehen die armen die da von irgendwo weggetrieben wurden und dann bei uns vorbeigezogen sind. Man wusste nicht wie es weitergeht, aber das war eigentlich nicht die Sorge. Es geht sowieso weiter. Das hat man dann gesehen. Geht man dann halt ins Gymnasium, net. Volksschule ist vorbei, jetzt gemma ins Gymnasium. Ohne zu wissen wie es wirklich weiter geht. Gewisse ??? (Optik??) ich weiß noch wir sind im Februar, nein, nix im Februar, im Frühling Kartoffelsetzen, also wir haben einen kleine Landwirtschaft zu Hause gehabt. Das haben wir natürlich gemacht, April oder wann das halt war. Und da kommen andere Leute vorbei, so alte Supernazi und die haben geschimpft, dass wir jetzt da noch was machen und dann eh der Feind kommt, nicht.

Dr.in Beatrix Eypeltauer (Ehemalige Staatssekretärin und Nationalratsabgeordnete, bei Kriegsende 15 Jahre alt):

Wir haben aber dort im Schloss Lichtenau bei Haslach das Kriegsende einigermaßen dramatisch erlebt, in dem die zurückweichende SS die Mühlbrücke gesprengt hat. Das ist unweit dieses Schlosses, wo wir bei Bekannten untergekommen sind. Und es war ein ohrenbetäubender Krach. Dann sind nur noch die Trümmer über die Mühl gelegen. Und das zweite war, nach Verschwinden der Waffen-SS, ist eine Kanone unweit des Schlosses an der Straße gestanden mit einem Leutnant und ein paar Soldaten um offenbar Haslach zu verteidigen. Und wir haben gewusst, wenn jetzt die Amerikaner kommen und die Kanone einen Schuss abgibt, dann schießen die zurück und das Schloss brennt ab und wir sind alle mausetot. Jetzt hamma dann eine Dame von den vielen Flüchtlingen, die im Schloss waren, die hübscheste haben wir ausgesucht und die ist hin und hat diesen Leutnant bekniet und hat gesagt: „ Das Schloss ist voll mit Flüchtlingen, Frauen, Kinder jede Menge. Was sollen sie da mit der einen Kanone? Bitte, bitte ziehen sie ab“ Und der ist dann tatsächlich zu unserer großen Erleichterung rechtzeitig abgezogen.

Horst Schender (Ehemaliger Volksanwalt und Landtagsabgeordneter, bei Kriegsende 6 Jahre alt):

Wir waren grad im Garten mit der Großmutter, gearbeitet, ist ein großer, offener

Wagen vorbei gefahren, ganz langsam, ein Mann stand drinnen mit einer riesigen, weißen Fahne in der Hand, das bedeutete der Krieg war zu Ende.

Ratzenböck:

Ich weiß noch das unglaubliche Glücksgefühl, dass ich gehabt habe, wie wir gehört haben: Der Krieg ist aus.

Schender:

Da haben die Russen in Urfahr uns jeweils… Da haben wir aussteigen müssen aus der Straßenbahn und haben uns dort ausweisen müssen mit der Identitätskarte und drüben auf der amerikanischen Seite haben uns die Amerikaner empfangen und dort ist eine Baracke gestanden, das war eine Desinfektionsbaracke und dort ist jeder einzelne eingehüllt worden in eine Wolke von DDT. Da is uns in die Haare, beim Hals, beim Nacken, bei der Hose überall ist das DDT reingesprüht worden. Da hat‘s also wie in einer Bäckerei ausgeschaut. Und dann erst, wenn wir diese Prozedur über uns ergehen haben lassen, dann durften wir in die Schule weiterfahren mit der Straßenbahn.

Rehberger:

Als die Staatsvertragsverhandlungen begonnen hatten, blieb uns eigentlich als kleine Studenten am meisten in Erinnerung das berühmte „Niet“ von den Russen. Also die Verhandlungen gehen nicht weiter.

Eypeltauer:

Wie die Besatzung abgezogen ist, dann im Herbst 55´, dann hat man erst das Gefühl gehabt Österreich ist frei, wie Figl gesagt hat. Dass wir es wirklich geschafft haben. Und dass wir nicht zerteilt wurden, anders wie etwa Deutschland, sondern dass in Österreich die Einheit gewahrt werden konnte, was nicht zuletzt auf die österreichischen Politiker zurückzuführen ist. Renner hat da großen Anteil an dieser Tatsache, dass wir nicht geteilt wurden in eine kommunistische und eine nicht-kommunistische Zone.

Schender:

Die Jugend weiß die Freiheit heute nicht zu schätzen, die sie genießen kann. Grad die vielen Freiheiten die man heute als selbstverständlich in Anspruch nimmt, war natürlich in der damaligen Zeit nicht gegeben.

Ratzenböck:

Drum sollte er sich für die Politik interessieren, nicht auf jeden Scharlatan hereinfallen, auch die gibt’s in der Politik. Sondern überlegen: Was sind das für Leute? Was haben sie für Programme? Kann man ihnen trauen? Und dann bei der Wahl auch die Stimme abgeben.

Eypeltauer:

Die Demokratie hochzuhalten, auch wenn‘s manchmal schwierig erscheint. Einfach ist es ja nicht. Aber unter allen Umständen sich für die Meinungsfreiheit einzusetzen. Die Ansichten sind eben verschieden. Toleranz zu üben dem Andersdenkenden gegenüber, aber auch den Flüchtlingen gegenüber, wenn man sich vergegenwärtigt

im Jahr 45´war Linz voll mit Flüchtlingen. Wir haben schon für die eigene Bevölkerung zu wenig Wohnungen gehabt und dann waren noch zigtausende Flüchtlingen da, die irgendwie versorgt werden mussten. Auch nach der Ungarnkrise sind so viele Flüchtlinge in Österreich gut aufgenommen worden. Und jetzt wo es uns viel besser geht, scheint das viel schwieriger zu sein.

Rehberger:

Wenn man die Geschichte kennen täte, wär natürlich schon vieles, vieles gewonnen. Vor allem nichts mit Totalität und Gewalt lösen zu versuchen. Das ist nichts. Im Kleinen und im Großen nicht.

Schender:

Es ist sicherlich notwendig, dass dieses europäische Friedensprojekt ganz gewissenhaft fortgesetzt wird. Denn der Frieden ist für die Menschheit der beste und der höchste Wert, der erhalten werden muss und wenn notwendig auch erkämpft und errungen werden muss. Wir haben diesen Frieden Gott sei Dank jetzt lange Jahrzehnte genießen können und wir sollten alles tun, dass es dabei bleibt.

Ratzenböck:

Ich war der Hoffnung, dass Europa das Kriegführen überwunden hat. Dass wir jetzt nicht den Krieg sondern den Frieden exportieren. Aber da bin ich einem Trugschluss erlegen. In der Ukraine führen wir wieder Krieg. Und ich denke, dass es möglich sein muss, diese Kriegssituation auf friedliche Art und Weise zu bereinigen. Miteinander weiterzureden und nicht aufeinander zu schießen. Rezept hab ich keins außer: Geduld und wieder Geduld. Wir müssen am Reden bleiben.

Gespräch mit Frau Dr. Herta Kehle, Wien
geführt von Frau Dr. Gerhild Hansen

70 Jahre Frieden - Erinnerungen an das Jahr 1945

Wo hast du das Ende des Krieges erlebt?

Mitte April 1945 führten Freunde meiner Eltern einen Transport nach Westen durch und erklärten sich bereit, mich mitzunehmen. Mit zwei großen Koffern und einem schweren Rucksack wurde ich eingepackt. Unter ständigem Maschinengewehr-beschuss der kleinen russischen Flugzeuge fuhren wir bis Ischl. Von dort schlug ich mich per Bahn, Laster und Leiterwagen bis ins Mühlviertel durch, wohin meine Cousine mit ihren zwei kleinen Kindern und ihrer alten Mutter schon zwei Jahre evakuiert war.

Als Anfang Mai die Amerikaner im Anmarsch waren, versammelte der Bürgermeister von Putzleinsdorf, in dessen Haus wir untergebracht waren, alle Dorfbewohner mit ihrem wertvollsten Besitz und schickte sie in den Wald, wo wir alle notdürftig in den Holzarbeiterunterkünften Unterschlupf fanden. Der Bürgermeister übergab den Ort den einmarschierenden Truppen und rief uns zurück. Allerdings kam das Gros der Amerikaner zurück in den Ort und plünderte die Habseligkeiten, welche noch auf dem Wagen waren. Sie beschlagnahmten auch alle Häuser. Erst nach ungefähr zwei Tagen beruhigte sich die Lage etwas und die Ortsbewohner durften zum Teil wieder in ihre Häuser. Alle Lebensmittel waren bald aufgebraucht, trotzdem durfte niemand in die Gärten und in die Felder, um Essen zu besorgen. Von vor Tagen durchgekommenen Ungarnflüchtlingen waren ein paar verhungerte Pferde zurückgelassen worden. Das inzwischen fast verdorbene Fleisch wurde in kleinen Mengen vom Bürgermeister verteilt.

Von Wien konnten wir nichts erfahren und ich machte mir große Sorgen. Endlich erreichte meine Cousine, dass ich und eine junge Frau aus unserem Bezirk unser Glück versuchen durften, zu Fuß in den Osten zu gelangen - ich war 16 Jahre alt. Wir brachen bei schlechtem Wetter in den frühen Morgenstunden auf, um möglichst tief in die russische Zone zu gelangen. Wir erreichten endlich einen Ort, aber im ersten beleuchteten Haus erwarteten uns russische Soldaten. Wir hatten die Richtung verloren und waren stundenlang entlang der Demarkationslinie gewandert. Da uns niemand verstand, wurden wir Richtung Tulln gebracht und zum Kommandanten geführt, einem älteren, offensichtlich hohen Offizier, welcher uns, von unserer Harmlosigkeit überzeugt, mit einem Empfehlungsbrief zum Bahnhof sandte. Dieses Schreiben ermöglichte es uns, die Reise per Bahn mit vielen Unterbrechungen bis nach Wien fortzusetzen.

Wie hast du deine Eltern, dein Zuhause vorgefunden?

Meine Eltern lebten beide. Vater war allerdings, vom Hausmeister als Waffenhändler denunziert, von den Russen verhaftet worden. Er war Stahlwarengroßhändler und führte auch Offizierssäbel. Im Erdgeschoss unseres Wohnhauses befand sich sein Warenlager. Büro und Lager plünderte inzwischen der Hausmeister.

In den letzten Kriegstagen war unsere Wohnung durch Brandbomben schwer beschädigt worden, bis Februar 1946 hatten wir kein Dach! Es gab kein Wasser, kein Gas und Strom nur ein bis zwei Stunden während der Nacht.

Wie erlebtest du die russische Besatzung?

Die russischen Truppen, die den Kampftruppen nachrückten, waren wesentlich gefährlicher. Sie verglichen anscheinend die heimatlichen Zustände mit dem, was sie - wenn auch teilweise zerstört – vorfanden. Sie plünderten, vergewaltigten, es kümmerte sie wenig, was dadurch geschah. War waren noch immer im Ungewissen wo mein Vater war. Einem Siebenbürgischen Geschäftsfreund war es gelungen, sich russische Papiere zu beschaffen. In russischer Majorsuniform brach er mit seiner Familie mit Sack und Pack in den Westen auf, meldete sich bei uns und erreichte die Freilassung meines Vaters. Ein Stück Speck (ein unerhörter Schatz) und eine große strohummantelte Flasche Schnaps ließ er bei uns. Klugerweise goss Vater den Schnaps gleich auf der Straße aus, denn aufgrund einer „Meldung“ des Hausmeisters kamen am nächsten Tag Russen und wollten den Schnaps konfiszieren.

Anfang September wurde Wien in vier Sektoren geteilt der siebente Bezirk fiel in die amerikanische Zone.

Auch die Schulen sperrten wieder auf. Ich benötigte dringend meine Sachen, die ich im inzwischen russisch besetzten Mühlviertel gelassen hatte. Meine Mutter und ich machten uns auf den beschwerlichen Weg.

Für Männer war es in der russischen Zone zu gefährlich. Wir kamen verhältnismäßig gut über die Donau und wurden erst ein wenig später von Soldaten aufgehalten, welche Ausweise verlangten. Mutter kramte ihre alte Vorkriegskarte hervor. Nach Vergleich des Bildes mit ihrer Erscheinung – sie wog nur noch 43 Kilo – hielten sie uns für entlassene KZ-Häftlinge. Voll Mitleid brachten sie uns bis nach Putzleinsdorf. Zwei Tage später traten wir mit Empfehlungsschreiben des Bürgermeisters von Ort zu Ort die Heimreise an.

Und wie war es mit der Ernährung nach Kriegsende?

Als Nahrungsmittel gab es wurmige Erbsen. Ein bisschen Gemüse bekamen wir von Verwandten, welche einen kleinen Garten hatten.

Im Laufe des Herbstes verbesserte sich die Versorgung mit Lebensmitteln. In der Schule wurde zweimal die Woche UNRRA, eine Art Milchreis ausgeschenkt. Es gab einige Male Konserven (wie sich herausstellte, in Amerika als Hundefutter gedacht) und sehr weißes Brot.

Die politische Zukunft war ziemlich ungeklärt, aber man war froh, überlebt zu haben und ertrug Hunger und Kälte ohne viel zu klagen.

Club der Tiroler Akademikerinnen (CTA)

„70 Jahre Frieden - wie hat Tirol die Besatzungszeit erlebt?“

Vorwort

Im Jubiläumsjahr 2015 „70 Jahre Frieden, 60 Jahre Staatsvertrag in Österreich“ war es dem Verband der Akademikerinnen Österreichs (VAÖ) ein großes Anliegen, seinen Beitrag zu leisten.
Wir als Club der Tiroler Akademikerinnen bemühten uns, in einer Projektgruppe zum Thema „Wie hat Tirol die Besatzungszeit erlebt?“ unterschiedliche Berichte im Sinne der historischen Aufarbeitung zu gestalten.
So erfährt der Leser etwa, wie eine kleine Kirchenkrippe aus Medraz im Stubaital nach Frankreich gelangte und dort bis heute als ein symbolisches Zeichen der Freundschaft in der Österreichischen Botschaft in Paris steht.
Ein Artikel befasst sich mit der Situation der gewaltigen Flüchtlingswelle und den Transitlagern (Displaced Persons), den Grenzkontrollen und Österreichs Rolle als „Hausherr“.
Was in einem Gasthof unweit von Innsbruck nach dem 2. Weltkrieg geschah, behandelt der Beitrag „Tiroler Alltagsleben“.
Drei Zeitzeuginnen, die für Interviews im April und Mai 2015 gewonnen werden konnten, sprachen sehr ausführlich über ihre Erinnerungen aus der Kriegs- und Nachkriegszeit. Die Berichte darüber wurden bei einem zweiten Treffen Korrektur gelesen oder auch noch mit zusätzlichen Informationen ergänzt. Weitere vier Zeitzeuginnen wollten nicht mehr an die grauenvolle Zeit erinnert werden und erzählten bruchstückhaft über einschneidende Erlebnisse. Anonymität war bei den Befragten erwünscht.

Dass „Kultur als Brücke zu anderen Nationen und als Friedensbotin“ den Horizont weiten und Quelle der Inspiration sein kann, beleuchtet der abschließende Beitrag.

Mein Dank gilt meinen Clubkolleginnen für Recherche und Mitarbeit, den Zeitzeuginnen für ihre Bereitschaft und Offenheit über ihre persönlichen schwierigen Lebensumstände zu sprechen, Herrn Mag. Roland Sila, Kustos der Bibliothek des Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, für literarische Hinweise sowie all jenen, die hilfreich unsere Arbeit unterstützten.

Dr. Sibylle Saßmann-Hörmann
Vorsitzende des CTA
Projekt-Koordinatorin

Inhaltsangabe:

„Tirol und die Besatzung“,
von Mag. Dr. Herlinde Molling

„ Geschichte DP (Displaced Persons)-Lager Wiesenhof in Gnadenwald“, „Givat Avoda“ (Hügel der Arbeit), „Die Flucht von Saalfelden nach Italien“, „Tamid kadima“ „Immer vorwärts“ - Der Weg durch die französische Zone, „Brief der Gemeinde Gnadenwald vom Juni 1946“,
von Mag. Dr. Eva Bassetti

„Tiroler Alltagsleben in der Zeit nach dem 2. Weltkrieg“,
von Ing. Astrid Raitmayr

„Schicksale in einer Zeit des politischen Umbruchs. Zeitzeuginnen berichten: Dr. Vera Erismann, Prof. Jutta Höpfel, Dr. Henriette Klier und andere“, von Dr. Sibylle Saßmann-Hörmann

„Kultur als Brücke zu anderen Nationen und als Friedensbotin“,
von Dr. Karola Czernohaus

Mag. Dr. Herlinde Molling, Riedgasse 37, 6020 Innsbruck, Tel.: (0512) 272906,
Mobil: 0676 9067227, E-Mail: h.molling@intyrol.com

TIROL UND DIE BESATZUNG

Mai 1945 - Die Besetzung Tirols erfolgte durch Divisionen der 7. US-Armee von Westen her über das Außerfern, Mittenwald, Scharnitz und den Zirler Berg ins Inntal. Es gab nur vereinzelte Gefechte mit Resten der Deutschen Wehrmacht, die sich von Süden kommend über Tirol Richtung Deutschland zurückzog.

Die Bevölkerung begrüßte und bejubelte die einziehenden Amerikaner als Befreier. Anfang Mai war ganz Tirol von amerikanischen Truppen besetzt. Ernüchternd nach dem herzlichen Willkomm waren dann die Requirierungen von Wohnungen zur Unterbringung des Militärs. Es gab auch gewisse Einschränkungen der persönlichen Freizügigkeit. Aber insgesamt war man der amerikanischen Militäradministration dankbar, dass trotz der schwierigen Umstände Lebensmittel in bescheidenem Umfang an die hungernden Menschen abgegeben wurden. Ich erinnere mich an herrlich weißes Kastenbrot, so etwas hatten wir seit Jahren nicht gesehen.

Am 9. Juli 1954, am Tag des Zonenabkommens, d.h. der Aufteilung Österreichs in die Besetzungsgebiete der Siegermächte, rückten marokkanische Einheiten, die zu den französischen Streitkräften gehörten, in Innsbruck ein.

Viele Tiroler staunten und wunderten sich über die dunkelhäutigen Soldaten, die, ihren Ziegenbock voran, durch die Straßen marschierten. Solche Menschen kannten die meisten Tiroler nur von den Weihnachtskrippen oder vom Imster-Schemenlaufen, wo es den "Mohrenkönig Balthasar und den "Mohrenspritzer" gibt.

Man sah die Amerikaner ungern weiterziehen, Einerseits hatten sich zwischen den Tiroler Behörden und der Bevölkerung positive Beziehungen entwickelt, andererseits glaubte man, dass unter amerikanischer Besetzung die Ernährungssituation für die hungernde Bevölkerung besser gestaltet werden könnte.

Am 10. Juli 1945 übernahmen die Franzosen in aller Form das Militärkommando und nach acht Tagen hielt General Emile Marie Béthuart, der

Oberkommandierende der französischen Truppen in Österreich seinen, von den Tirolern feierlich gestalteten, Einzug in Innsbruck.
So wurde in Innsbruck sehr schnell eine Militärregierung eingerichtet, die für die gesamte Zone, d. h. für Tirol und Vorarlberg zuständig war. Als "Administrateur Général" wurde Pierre Voizard eingesetzt. Als Chef der französischen Mission erwarb sich Pierre Voizard Sympathien bei den Behörden und bei der Bevölkerung. Es gelang ihm die Belastungen durch die Besatzung zu erleichtern, wirtschaftliche und kulturelle Bande zwischen Frankreich und Tirol zu festigen.
Für das bildende Schaffen in Tirol hatten die, von den französischen Kulturvertretern veranstalteten Ausstellungen, in denen die Arbeiten der französischen "Moderne" gezeigt wurden, prägenden Effekt. Abgesperrt und ausgeschlossen von den unter dem NS-Regime als "entartet" verbotenen europäischen Kunstrichtungen, wirkte die Öffnung zur aktuellen Weltkunst wie ein Befreiungsschlag. Als die französische Besatzungsmacht in Innsbruck ein Siegedenkmal errichtete, war darauf zu lesen: "PRO LIBERTATAE AUSTRIA MORTUIS", damit war keine Siegerpose ausgedrückt.
Pierre Voizard hatte in den Jahren seines Wirkens in Tirol nicht nur seiner offiziellen Stellung gemäß für das Land Interesse gezeigt, er verfolgte auch das Wesen des "Tirolertums", die Tiroler Volkskultur mit aufgeschlossenem Verständnis.
Zu seinem Abschied von Tirol veranstaltete die Tiroler Landesregierung einen festlichen Empfang in der Innsbrucker Hofburg. Alle Spitzenvertreter des Landes waren gekommen, um den Dank an Exzellenz Voizard auszusprechen.
Als Erinnerungsgeschenk überreichte das Land Tirol dem scheidenden Chef der französischen Mission die neu restaurierte Kirchenkrippe von Medraz im Stubaital. Damit hat man eine besondere Würdigung ausgedrückt.
Die Krippe besteht aus 54 Teilen und die 35 cm hohen, beweglichen Rokokofiguren tragen Wachsköpfe mit echten Haaren, sind mit goldbestickten Kostümen bekleidet und stammen aus der Zeit um 1800. Das kleine Filialkirchlein Medraz beherbergte diese herrliche Krippe, die zu den schönsten gekleideten Krippen des Landes gehörte und viele Betrachter anzog.

Ein wenig Wehmut empfand man in Tirol über den nunmehrigen Verlust dieses kulturellen Kleinods. Im Tagebuch meines Schwiegervaters, Alois Molling, der

ein Krippenfachmann war, ist zu lesen: "17.7.1950 - Mit Frau Dr. Gritsch (Denkmalamt Tirol) in die Hofburg gegangen und die Krippe für Voizard angesehen. Traurig, dass eine so schöne Krippe den Weg ins Ausland nimmt, dazu noch von offizieller Stelle".

Pierre Voizard war anschließend französischer Staatsminister in Monaco. Dort hat er in seinen Wohnräumen die wunderbaren Rokokofiguren zur Freude seiner kunstsinnigen Besucher vor einem Baldachin aufgestellt.

Im Dezember 1982 starb Voizard. Mit der österreichischen Botschaft in Paris war er zeit seines Lebens in freundschaftlichem Kontakt. Daher hatte er 1978 in einem Notariatsakt die Medrazer Krippe der "Association Autrichienne á Paris" mit der Auflage übergeben, diese in Frankreich zu belassen, jährlich aufzustellen und für deren Erhaltung zu sorgen.

Mit dieser Krippe steht also ein Pfand der Freundschaft zwischen den beiden Staaten in der österreichischen Botschaft in Paris.

Lit.:

Tiroler Tageszeitung 1950, Nr. 164, 18.7., S.1.

Tagebuch Alois Molling, 17.7.1951

Der Krippenfreund, 1951, Nr. 130, S. 2, Alois Molling, Die Medrazer Kirchenkrippe.

Klaus Eisterer, Die französische Besatzung in Tirol, in: Tirol - Frankreich, Innsbruck 1991, S. 108. Französische Besatzungspolitik, Tirol und Vorarlberg 1945/46, Innsbruck 1991in:
Innsbrucker Forschunge zur Zeitgeschichte, hg. Rolf Steininger, Inst. f.Zeitgeschichte der Universität Insbruck,Band 9

Tiroler Bauernkalender, 2005, 92. Jg. S. 122.

Tiroler Tageszeitung 2003, Nr. 18 - IA, 24.1.

Tiroler Krippengeschehen 8.Jg., April 2008, Nr.10 Elisabeth Greil.

Herlinde Molling, November 2014

Dr. Eva Bassetti-Bastinelli, Innsbruck

Zur Geschichte des DP-Lagers Wiesenhof in Gnadenwald / Tirol (jüdische Displaced Persons betreffend)

Nach Kriegsende 1945 bestand weiterhin ein gewalttätiger Antisemitismus in Osteuropa (1946/47 Pogrome in Rumänien, Russland, Ukraine, 1947 Hunderte ermordete Juden in Polen, 1946/47 Pogrome in Ungarn, Slowakei.)

Von 1945 bis 1949 kamen eine Viertelmillion Überlebende (Displaced Persons aller Nationalitäten) des Holocaust „illegal" nach Westeuropa.

Österreich war wichtigstes Transitland für die Fluchtbewegung aus Osteuropa Richtung Palästina. Denn es gab hier eine gut funktionierende Infrastruktur: ein Netz selbstverwalteter jüdischer DP-Lager, aufgebaut von befreiten Juden des KZ Mauthausen und der Nebenlager. Dieses fungierte seit 1945 als Stützpunkt für die Fluchthilfeorganisation BRICHA (Flucht), stark unterstützt von den Alliierten.

„Givat Avoda" (Hügel der Arbeit)

Im August 1946 erfolgte in der Wallner-Kaserne in Saalfelden ein Austausch der in der Kaserne untergebrachten Volksdeutschen durch jüdische DPs. Die Kaserne war damit Transitlager für jüdische DPs auf dem Weg nach Palästina und nach Übersee.

Der Aufruhr im Nachkriegs-Saalfelden war groß, der Nachkriegs-Antisemitismus war enorm. Die DP-Lager waren selbstverwaltete und selbstbestimmte Enklaven mit eigenständigem politischem und kulturellem Leben.

Obwohl die Versorgung ausschließlich aus Beständen der US-Truppen kam und vollkommen unabhängig von Lebensmittelzuteilungen an die einheimische Bevölkerung war gab es viel Ablehnung der DPs.

Der Mythos, Österreich sei das 1. Opfer Nazi- Deutschlands gewesen, brachte es mit sich, dass man sich für das Schicksal der jüdischen Flüchtlinge nicht verantwortlich fühlte; Neid, Fremdenfeindlichkeit und antisemitische Stereotype wie" Diebe, jüdische Schieber" etc waren an der Tagesordnung.

Bemerkenswert ist, dass das Wissen um die Existenz des DP-Lagers in Saalfelden fast vollständig aus dem historischen Gedächtnis der Stadt verschwunden ist.

Es bot zeitweise bis zu 3.000 Menschen eine Zwischenstation auf ihrer illegalen Flucht. Von Kriegsende bis April 1946 dauerte es, bis den Verantwortlichen der Besatzungsmächte klar gemacht werden konnte, dass die jüdischen Flüchtlinge nicht aufgrund ihrer Nationalität einzelnen Flüchtlingslagern zugewiesen werden sollten, sondern dass für sie eigene Lager eingerichtet werden müssten. „Dort, hinter Absperrungen und Stacheldraht, gab es nämlich außer den Juden nicht nur nichtjüdische Zwangsarbeiter, sondern auch ehemalige Kollaborateure und Nazis, die sich dort versteckten, weil ihnen der befreite Boden unter den Füßen zu heiß geworden war. Zudem kam es immer wieder zu antisemitischen Angriffen beispielsweise polnischer, baltischer oder ukrainischer DPs gegen die Juden."

Es gab daher große psychologische Probleme bei einzelnen jüdischen Flüchtlingen. Sie sahen im Lagerleben immer wieder Parallelen zum Konzentrationslager.

Die Flucht von Saalfelden nach Italien

Die Vertreter der Bricha schufen sich u. a. durch die Übernahme von Funktionen im jeweiligen Lagerkomitee die Voraussetzung dafür, die Flucht einzelner Gruppen gut vorbereiten und organisieren zu können.

Grundsätzlich gab es von Saalfelden aus zwei Fluchtwege, über die die Juden nach Italien gelangten, wo sie von Meran weiter ans Meer und per Schiff nach Palästina gebracht wurden. Erstens der Weg über die französische Zone in Tirol oder über die Krimmler Tauern, der v.a. im Sommer 1947 nach Sperren der Franzosen zum Hauptfluchtweg wurde. Allein in diesem Zeitraum gelang etwa 5.000 jüdischen Flüchtlingen die Flucht auf diesem Weg.

„Tamid kzufAma" „Immer vorwärts" - Der Weg durch die französische Zone.

Alle Transporte von Flüchtlingen stellten rechtlich gesehen einen illegalen Akt dar, auch wenn sie unter Duldung und auch mit teilweiser aktiver Unterstützung von Behörden und Einzelpersonen durchgeführt wurden. Die Flucht in die französische Zone nach Tirol erfolgte im ersten Teil im Zug von Saalfelden nach

Bischofshofen. 30 bis 50 Personen wurden im Paketwagen hinter einer Trennwand transportiert, die Schaffner waren bestochen und überließen Bricha-Mitarbeiter Viktor Knopf die Rolle des Schaffners. Von Bischofshofen ging es zum Grenzübergang Hochfilzen und weiter nach Solbad Hall (Hall in Tirol). Dort warteten amerikanische LKWs, um die Flüchtlinge ins Lager Gnadenwald zu bringen.

„Die französischen Grenzkontrollen haben den ganzen Zug streng kontrolliert und nach Juden gesucht. Ich bin in Uniform (des Schaffners) beim Fenster oder der Tür gestanden, und wenn einer fragte: „Sind da Juden?" sagte ich „Nein". Den Weg über Hochfilzen wählten auch immer wieder Flüchtlingen aus Saalfelden zu Fuß.

Im Lager Wiesenhof in Gnadenwald wurde ab 1945 eine landwirtschaftliche Ausbildungsstätte für DPs eingerichtet, die sie auf das künftige Leben in Palästina vorbereiten sollte. Die Franzosen hatten keine spezifische Haltung zur Flucht der jüdischen DPs, ihre Politik ihnen gegenüber gestaltete sich sehr wechselhaft, je nachdem, ob gerade von US-amerikanischer Seite oder von britischer Seite Druck auf die französischen Besatzer ausgeübt wurde.

Ein Brief an die Gemeinde Gnadenwald vom Juni 1946:

Die DPs "sind eine Landplage, verhalten sich sittenwidrig, leben ohne wirksame Aufsicht, Männer, Frauen und Mädchen untereinander, von ihnen geht eine Seuchengefahr aus, weil sie sich nicht um die Reinigung ihrer Unterkünfte kümmern und ihre Notdurft auf den umliegenden Wiesen verrichten, sie begehen Eigentumsdelikte und Sachbeschädigungen. Wollen sie etwas von Einheimischen, geschieht das in frechem, befehlendem Ton und wird ihnen das Gewünschte nicht ausgefolgt, so haben sie die Frechheit, selbst danach zu suchen. Sie herrschen hier wie im Feindesland und stellt man sie zur Rede drohen sie mit den Franzosen." Die Bevölkerung wünsche, dass die jüdischen DPs in einem UNRRA-Lager untergebracht würden, „wenn sie schon nicht fähig sind, sich als Menschen in einem Gastland aufzuführen."

In diesem Brief kommt außer der antisemitischen Einstellung auch die Missinterpretation der Lage zum Ausdruck: Die Österreicher waren nicht

„Gastgeber" und Hausherren, die jüdischen DPs auch nicht ihre „Gäste". Österreich war zu Recht im Bewusstsein der meisten jüdischen Überlebenden „Feindesland", aber das widersprach der österreichischen Selbsteinschätzung als Hitlers „erstem Opfer."

-Wenn wir an die heutigen vielen Flüchtlinge denken: Hat sich in unseren Köpfen und Herzen nichts geändert?

Quellen: Tiroler Landesmuseum-Ferdinandeum Dr Eva Bassetti-Bastinelli, Reingard Zambelis, Innsbruck

Beitrag von Ing. Astrid Raitmayr
Club der Tiroler Akademikerinnen

Tiroler Alltagsleben in der Zeit nach dem 2. Weltkrieg

Ich möchte einiges über das Schicksal einer Familie, die im Mittelgebirge unweit von Innsbruck einen Gasthof bewirtschaftet, in der erste Zeit nach dem Ende des 2. Weltkrieges erzählen.
Meine Gesprächspartnerin Frau M. war beim Friedensschluss fünf Jahre alt. Natürlich spielten die letzten Monate des Krieges für die Situation danach auch eine Rolle. Noch während der Kampfhandlungen, wurde die Familie „ausgestaltet“, d. h. Frau M. wurde mit ihren drei jüngeren Brüdern, dem Kindermädchen und der Großmutter in einen, auf 1.200 m Höhe gelegenen, Gasthof übersiedelt, da die Flakstellungen sehr nahe gelegen waren. Der Vater war im Krieg an der Brennergrenze stationiert, die Mutter und die jüngere Tante P. blieben im Haus. Tante P. brachte im Rucksack wöchentlich Verpflegung hinauf. Außerdem wurden 12- bis 17-jährige Kinder aus den großen Städten im Zuge der Kinderlandverschickung (KLV) im Gasthof einquartiert. Die Mutter hatte sie zu versorgen. Die Lebensmittel waren sehr knapp. Stearin wurde z. B. für die Zubereitung von Palatschinken verwendet.
Nach Ende des Krieges besetzten die Amerikaner das Haus. Die restlichen Bewohner wurden beim benachbarten Schmied untergebracht. Die amerikanischen Soldaten verwüsteten teilweise den Gasthof. Sie fuhren mit ihren Panzern direkt in den hinteren Speisesaal und benützten ihn dann als Reparaturwerkstatt. Zu den positiven Dingen gehörten die „Carepakete“, die unter anderem Weißbrot, Zucker, Schokolade und Bohnenpaste enthielten.
Einige Wochen später, nachdem Österreich unter den vier Großmächten aufgeteilt war, zog die französische Besatzungsmacht ein. Die Mutter und Tante D. mussten für die Franzosen arbeiten. Dabei gelang es den Frauen immer wieder, Silberbesteck und Silbergeschirr, Porzellan und Schmuck außer Haus zu bringen und entweder zu vergraben oder irgendwo zu verstecken. An eine Begebenheit kann sich M. noch sehr genau erinnern. Der Freund des Kindermädchens kam eines Abends zum Berggasthof und veranlasste seine Freundin dazu, durch das Clofenster nach hinten in den Wald hinauszusteigen und sich zu verstecken. Er passte auf die Kinder auf, die alle in einem Zimmer geschlafen haben. Der Grund war, dass die fremden Soldaten (Amerikaner? Franzosen?) auch in dieser entlegenen Gegend nach Frauen gesucht haben und dann erfolglos wieder abgezogen sind.
1946 wurde Frau M. 6 Jahre alt, also schulpflichtig und alle sind wieder in den Heimatort gezogen, allerdings nicht ins Haupthaus des Gasthofes. Viele der französischen Soldaten waren Marokkaner und M. wird immer in Erinnerung bleiben,

dass die Männer von ihnen erjagtes Wild im Garten ausgeweidet und zerteilt haben. Alles war blutig. Frau Ms Großmutter war eine sehr resolute Frau und hat sich auch gegen die Besatzer gewehrt. Ein sich im 1. Stock befindendes großes Kruzifix sollte abgenommen werden. Doch sie hat sich geweigert und sich schließlich durchgesetzt. Ein anderes Mal hat sie bei einer Auseinandersetzung einen Soldaten die Kellerstiege hinuntergestoßen.
Aufgrund der ländlichen Lage des Gasthofs war natürlich auch etwas Selbstversorgung mit Gemüse und Obst möglich. Viel schlechter ging es den Stadtbewohnern. Die Not war sehr groß. Ms. Gatte, ein Wipptaler Bauernsohn, erzählte mir von den Städtern, die oft bei ihnen vorbeikamen und um Lebensmittel baten. Seine Mutter half so gut es ging. Zum Tausch wurden unter anderem Teppiche angeboten. L. berichtete, dass ein Bauer sehr „zartfühlend“ meinte: „Den brauchen wir für unseren Stall“. Auch Klopapier wurde zum Tausch angeboten. Da gab es aber nichts dafür. Einem anderen Städter wurden Kartoffeln mit der Aussage verweigert, die brauchte man für die Schweine. Herr L. erzählte auch, dass ihm von einem Soldaten für seinen Hund, den er zum Schafehüten dabei hatte, 1 Sack Zucker geboten wurde. Er gab seinen Hund nicht her, wofür er vom Vater aber Schelte bekam. Der hätte lieber den Zucker gehabt.
Von einem konkreten Fall aus Innsbruck wurde mir auch noch erzählt. Die Not war sehr groß, das Essen knapp bemessen. Die Großmutter zog von einem Arzler Bauern zum anderen um ein paar Kartoffeln zu bekommen.
Solche und ähnliche Begebenheiten gab es unzählige und irgendwie haben sie alle die Situation gemeistert und langsam ging es aufwärts.

Schicksale in einer Zeit des politischen Umbruchs. Interviews mit Zeitzeuginnen.

Bericht von Dr. Sibylle Saßmann-Hörmann

Dr. Vera ERISMANN, Ärztin

geb. 1919 in Bonn am Rhein.

Ihr Vater Theodor Paul Erismann, Schweizer Psychologe, war dort Dozent. Dessen Vater, der Schweizer Augenarzt Friedrich Erismann, der nach Moskau zog, und dort als d e r „ russische Hygieniker“ Berühmtheit erlangte, verfasste in russischer Sprache ein Lehrbuch, das auch heute noch Gültigkeit hat. Mit russischen Wurzeln mütterlicherseits begann Vera 1939 ihr Medizin-Studium mit anfänglich besonderem Interesse der Physiologie in Innsbruck und München und setzte dieses zum Teil in Wien fort. In den Fünfzigerjahren klinische Studien in Zürich zur Erlangung des dortigen Doktorgrades, mit der Absicht nach Abschluss des Studiums eine Praxis in der Schweiz zu eröffnen. Schwere Erkrankung der Mutter verhinderte dies. 1954 Eröffnung einer eigenen Praxis in Innsbruck. Nahezu 50 Jahre lang erfüllte diese Arbeit Vera mit großer Befriedigung. Beinahe 20 Jahre war Vera auch als Schulärztin im Innsbrucker Gymnasium in der Sillgasse tätig. Die Fächer „Entwicklung des Kindes“ und „Schulhygiene“ unterrichtete sie als zusätzlichen Berufszweig an der Pädagogischen Akademie für sechs Jahre.

Von 1981-1987 war sie Vorsitzende des Verbandes der Akademikerinnen Tirols (VAT), heute Club der Tiroler Akademikerinnen (CTA)**.**

Vera besuchte zu Kriegsende häufig ihre Mutter und russische Großmutter, die aus Sicherheitsgründen im Tiroler Dorf Alpbach untergebracht waren. Nach Bombardements der Eisenbahnbrücke bei Brixlegg war eine Holzbrücke behelfsmäßig über den Inn gebaut worden. Dort am Land „spürte man die Besatzungsmacht nicht so stark, die war mehr in Inneralpbach.“

Es hing generell von der Leitung ab, ob geplündert wurde oder nicht, vor allem von Leuten aus Marokko und aus dem Kaukasus. Erst später ist das „sehr gut geregelt worden“.

In der Innsbrucker Wohnung war es gefährlich, Vera erlebte diverse Angriffe auf die Stadt. Die telefonischen Verbindungen waren unterbrochen; es gab mehr „Flüsterpropaganda“. Nachts war Ausgangssperre, man durfte auch nicht weiter als 10 Kilometer vom Wohnort entfernt sein. Ein „laissez passer“ musste erlassen werden, um weiter weg zu kommen.
Die Besatzungsbehörde vereinnahmte Villen im Stadtteil Saggen für die Offiziere. Das Haus, in dem Vera wohnte, war durch die Schweizer Fahne geschützt und ihr Vater nahm Leute auf, wie etwa den Rektor der Universität Innsbruck Univ. Prof. Karl Brunner mit seiner Tochter.
Ernährungsprobleme bestimmten den Alltag, es wurden Lebensmittelkarten verteilt. Zu essen gab es wenig. Triebe von den Bäumen wurden abgeschnitten, um damit Zucker zu machen.
Das „Pädagogikum“ in Innsbruck war von amerikanischen Soldaten besetzt. Diese warfen aus den Küchenfenstern Saatkartoffeln, die sie nicht mehr essen wollten. Vera und ihre Freundin waren begeistert, diese aufsammeln zu können, brachten sie nach Hause und erfreute ihren Vater sehr mit der Nachricht: “Stell Dir vor, wir haben Kartoffeln!“
Das Verhalten mancher Frauen, „die sich mit den Nazis einließen“ war für Vera nicht begreiflich. Nach Kriegsende „schmissen sie sich an den Hals der Amerikaner, um Schokolade und Zigaretten zu erhalten!“
Ende Sommer 1945 fuhr Vera als Ärztin mit einem Kinder-Transport in die Schweiz. Am Bahnhof in Buchs gab es Mengen von Schokolade und Zigaretten, ebenso internationale Zeitungen! Man war „hungrig nach Nachrichten“.
Vera, die mit der Familie von Ludwig Steiner gut bekannt war, erlebte mit, dass Ludwigs Vater ausländisches Radio gehört hatte und deswegen angezeigt wurde. Er kam ins KZ. Nach der Entlassung ist er daran „gebrochen und gestorben“.
Die „Entnazifizierungsbehörde“ gab Bescheinigung, dass man kein Nazi war und somit bekam man eine Stelle zur Berufsausübung leichter.
Veras Vater konnte wieder an der Universität in Innsbruck lehren.
„Nazi-Profis“ wurden fristlos entlassen, ohne jegliche Unterstützung (Essen, etc.).
Veras Vater gründete eine Hilfsaktion, „ging zu Nichtnazis betteln, um Familien der Nazi-Kollegen zu unterstützen und vor dem Nichts zu bewahren“.

Die Amerikaner empfand Vera als „naiv“.

„Die Mädchen hatten Angst vor den Marokkanern, man durfte nachts nicht ausgehen.“
Später gab es gute Kontakte mit den Franzosen. Der Kunsthistoriker Maurice Besset war ab 1947 am Französischen Kulturinstitut beschäftigt und veranstaltete Vorträge, Lesungen, Ausstellungen und vieles mehr. Es entstand eine kulturelle Ebene mit unterschiedlichsten Begegnungen und regem Dialog.

Das „Europäische Forum Alpbach“ wurde 1945 unter der Bezeichnung „Internationale Hochschulwochen“ von Simon Moser und Otto Molden gegründet. Für Vera „öffnete sich ein befreiendes Fenster in die Welt, wobei man Kontakte zu Gelehrten und Wissenschaftern Europas erhielt - es war etwas Beglückendes!“
Ein Freund der Erismanns, der Geograph und Hochgebirgsforscher Helmut Heuberger, kehrte vor Kriegsende verletzt zurück und war mit dem Volkskundler und Schriftsteller Wolfgang Pfaundler Widerstandskämpfer. „Mit den Brüdern Molden schafften sie es, dass Innsbruck den Amerikanern ohne Gewalt übergeben werden konnte - freundschaftlich! Es war gefährlich, weil die SS noch Stützpunkte von Scharnitz herunter hatte.“
Ein höherer russischer Offizier war in der Saggener Villa Thun (Elisabeth/Falkstraße) stationiert. Bei Begegnungen mit ihm wurde Vera „misstrauisch“ angeschaut, was „typisch bei den Russen war“. Sie mied es, russisch zu sprechen, um nicht als Spionin eingesetzt zu werden.
„Zu Kindern waren die russischen Soldaten nett, heranwachsende Frauen waren in Gefahr, auch ältere.“
In den Jahren 1946/47 regelte die Ärztekammer die Eröffnung von Praxen nach einem gewissen Punktesystem: Anrechnung von Kriegsdienst, Kindern, etc. - heimische Rückkehrer hatten Vorteile. Die Position Unverheirateter war schwieriger.
Die Universität war mit Kriegsende ein paar Monate geschlossen. Erst im August 1945 erhielt Vera im Büro der Medizinischen Fakultät ihr Dokument der Doktorwürde, ohne Promotion. Der Dekan drückte ihr die Hand, der Hippokratische Eid war hiermit erledigt.
Nachdem Vera nicht dem Punktesystem der Ärztekammer entsprach, empfahl dessen Präsident Dr. Stricker Veras Vater, die Tochter in die Schweiz zu schicken. In Zürich musste sie zwei Semester mit Prüfungen belegen, um das Schweizer Doktorat zu erlangen. Vera machte Ärztevertretungen, vor allem im Aargau, um damit Geld zu verdienen und dort leben zu können.
Wegen der kranken Mutter in Innsbruck kehrte sie 1954 zurück und eröffnete eine Praxis.
Man war „froh, dass man die Nazis los war, aber man ist nicht richtig frei gewesen.“ Oft wurden ehemalige Nazis nicht verraten, „man schüttelte nur den Kopf, wenn sie bessere Positionen bekamen“. Indessen begann man langsam wieder mit dem Aufbau der zerstörten Stadt.
Erst als im Mai 1955 die Besatzungsmächte abzogen, empfand man das „Freiheitsgefühl sehr stark“. Leopold Figls Worte am Balkon „Österreich ist frei“ sind unvergesslich!
Nun regierte nur noch das „eigene Volk, aber es war nicht einfach.“
„Es war eine höchst problematische Zeit trotz der Freiheit.“

Prof. h. c. Jutta HÖPFEL (geb. Pohl),

geb.1928 in Berlin.

Lebt seit 1945 in Innsbruck.

Studium der Anglistik und Psychologie (u.a. bei Univ. Prof. Theodor Paul Erismann, Vorlesung über die „Psychologie der Massen“) in Innsbruck sowie Musikstudium in Wien und Innsbruck. Journalistische Tätigkeit bei verschiedenen Tiroler, Wiener und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften. Von 1973 bis 1991 Leiterin des

Kulturressorts der Neuen Tiroler Zeitung. Begründete bereits 1957 die Monatsschrift „Innsbrucker Konzertspiegel“ („Publicum“). Organisatorische und publizistische Mitwirkung bei den Österreichischen Jugendkulturwochen. Sie war langjährige Pressechefin und Redakteurin aller damaligen Programmhefte für die Ambraser Schlosskonzerte und die Innsbrucker Festwochen der Alten Musik. Ab 2007 Präsidentin des „Freundeskreises der Innsbrucker Festwochen“. Im Jahr 1988 publizierte sie ihr Buch „Innsbruck - Residenz der Alten Musik“. Außerdem verfasste sie zahlreiche Beiträge in Festschriften und wissenschaftlichen Dokumentationen. Von 1998 bis 2013 war sie Präsidentin des Tiroler P.E.N. - Clubs

Zahlreiche Auszeichnungen:
- 1980 Ehrenzeichen für Kunst und Kultur der Stadt Innsbruck
- 1982 Verdienstmedaille des Landes Tirol
- 1983 Cavaliere dell`Ordine al Merito della Repubblica Italiana
- 1988 Professortitel honoris causa
- 2009 Ehrenzeichen des Landes Tirol

Juttas Eltern lebten früher in Berlin. Ihre Mutter, sie hieß auch Jutta, entstammte der preußischen Adelsfamilie von Schack, der Vater, Alexander Pohl, einer jüdischen Wiener Familie.1) Er hatte eine Binnenschiffs-Reederei in Berlin - seine Schleppdampfer zogen riesige Kähne entlang der Flüsse. Durch die Arisierungsmaßnahmen wurden dem Vater die Schiffe enteignet. Außerdem wurden sie in Berlin komplett ausgebombt. Die Flucht nach Wien begann.
Jutta kam in das Wiener Mädchenpensionat „Kaiser“ in der Weimarer-Strasse.
Ihr Vater wollte mit seiner Familie nach dem Krieg in Österreich leben. In Tirol hatte die väterliche Familie schon früher Wurzeln geschlagen (Familie Holzhammer in

Absam). In Innsbruck war die Schwester des Vaters, Juttas Tante, mit Ferdinand Skuhra verheiratet. Vor Kriegsausbruch leitete dieser als Intendant das Innsbrucker Stadttheater. Aus rassistischen Gründen wurde er 1938 abgesetzt.
Juttas Mutter war mit ihrer jüngsten Tochter in Igls untergebracht. Im Jänner 1945 holte der Vater die 16-jährige Jutta aus dem Wiener Pensionat. Rasch wurden Bücher und Libretti in den Koffer gepackt, ebenso einige wenige Kleidungsstücke („von der Reichskleiderkarte konnte man nicht leben“) Sie beide erwischten gerade noch den letzten durchgehenden Zug nach Innsbruck. Entlang der Strecke mussten alle Passagiere kurzweilig den Zug verlassen aufgrund eines Fliegeralarms. Es herrschte große Angst und Kälte.
Jutta kam bei ihrer Mutter an. „Der Vater wurde von der Gestapo gesucht und musste immer wieder untertauchen.“ Als von den Nazis Verfolgter hatte er den „Status eines Flüchtlings“ (Ausweis VRV: Verein Rassisch Verfolgter). Seinen jüdischen Namen Pollak hatte er bereits 1928 in Berlin offiziell auf Pohl umändern lassen.
Man hoffte auf das nahende Kriegsende. Endlich 8. Mai 1945!
Schließlich landeten alle Familienmitglieder einigermaßen wohlbehalten in der Tiroler Landeshauptstadt.
Jutta hatte am Berliner Gymnasium eine hervorragende Englischlehrerin, deshalb verfügte sie über sehr gute Sprachkenntnis. Ihr Vater empfahl ihr, sich im Landhaus für eine Stelle im Übersetzungsbüro der Frau des späteren Landeshauptmanns Karl Gruber zu bewerben. Sie erhielt die Zusage und übersetzte für viele Einheimische und Amerikaner.

Schließlich dolmetschte sie für den Vertreter des ersten Herausgebers der Tiroler Tageszeitung (TT), den Amerikaner James W. Williamson! Er war der „Chief of Information“. Er fragte Jutta, ob sie nicht Interesse hätte, in einer Zeitungsredaktion zu arbeiten und sie stimmte mit Begeisterung zu.

Ein Teil der Redaktionsmannschaft mit dem Vertreter des Herausgebers, dem Amerikaner James W.Williamson (2.v.l.) u. J.Höpfel (3.v.l.) vor der Redaktion der Tiroler Tageszeitung in der Andreas-Hofer-Straße 4.
Bildquelle: Archiv TT

Die erste Ausgabe der TT erschien am 21. Juni 1945. Es war eine Sensation: „Die Leute waren froh, wieder eine eigene Zeitung zu haben!“
Die Artikel konnten auch in der Auslage der Redaktion in der Andreas-Hofer-Straße 4 gelesen werden, wo im gleichen Haus die Zeitungen auf den Maschinen der Tyrolia gedruckt wurden.
Die Atmosphäre im Büro war sehr gut.
Jutta empfand die Amerikaner als „große Befreiung! Sie waren ungezwungen menschlich, nicht radikal. Sie fuhren mit dem Jeep durch die Stadt und warfen Zuckerln. Auch Schwarze waren dabei.“ Sie beschenkten die Kinder und verteilten manchmal sogar „Nylon-Strümpfe - eine Errungenschaft der Nachkriegszeit“!
Die Amerikaner haben sich vor allem auf die Politik und die Entnazifizierung konzentriert. Sie suchten nur Leute für ihre Aufgaben aus, die politisch verlässlich waren.
Als die Amerikaner in Innsbruck wieder abzogen und die Franzosen kamen, fühlte sich Jutta anfänglich in einer schwierigen Situation, blieb aber weiterhin in der Redaktion der TT. Sie erlernte mit Hilfe von Frau Dr. Grete Langer, der Chefsekretärin von Colonel Gallifet (Informationschef der TT) sehr schnell die französische Sprache.
Die Franzosen setzten ihren Schwerpunkt auf Kultur und die geistigen Leistungen der „Grande Nation“. Maurice Besset z. B. veranstaltete als Leiter des Institut Français „die erste grandiose Ausstellung über die École de Paris im Tiroler Landesmuseum.“ Außerdem lehrte er an der Universität.
Das Innsbrucker Orchester spielte jetzt moderne Musik und solche von jüdischen Komponisten wie Mendelssohn-Bartholdy, die bei den Nazis verboten waren.
„Es war eine Atmosphäre des großen Aufbruchs, eine absolut positive Stimmung, ein Gefühl, in ein neues Leben zu wachsen.“
In der Nachkriegszeit war Dr. Arthur Schuschnigg, Bruder des einstigen Bundeskanzlers Kurt Schuschnigg, Programmdirektor des neuen Tiroler Rundfunks in Innsbruck. Er lud Jutta ein, eine wöchentliche Radiosendung „Kleine Modeplauderei“ zu gestalten.
Man war sehr aufgeschlossen für den „new look“. Der amerikanische Einfluss prägte die heimische Mode: von kurz auf lang, schmale Taille, lange weite (Glocken-) Röcke, enge Jäckchen mit Schößchen. Auch die französischen Modezeitschriften erwiesen sich als elegante Vorlagen für die beliebte „Plauderei“. Jutta liebte diese Arbeit sehr.
Um 1950 wurden vom Landesjugendreferenten und Vizebürgermeister der Stadt Innsbruck Reg. Rat Arthur Haidl die „Österreichischen Jugendkulturwochen“ ins Leben gerufen.

Es folgten Einladungen von Musikern, Schriftstellern und Malern, Wettbewerbe wurden veranstaltet und Preise vergeben. Französische Filme gezeigt. Diese Demonstration zeitgenössicher Künste bedeutete für Jutta eine große Insprirationsquelle: Theaterstücke von Amerikanern und Franzosen kamen zur Aufführung - es war eine „kulturelle Neuausrichtung“. Ihr Vater erarbeitete gemeinsam mit den Franzosen einen Plan, wie Wirtschaft und Verkehrswesen wieder in Gang gebracht werden konnten.
Juttas Eltern übersiedelten 1950 mit der Familie nach Linz, ihr Vater gründete die Firma Poseidon - eine neue Schifffahrtssgesellschaft. Im großen Rhein - Main - Donau - Kanal- Projekt fungierte er als Ratgeber.
Im Zuge ihrer journalistischen Betätigung schrieb Jutta bald nach Kriegsende bereits eine Rezension über einen Klavierabend mit Hans Höpfel. Mit dem Pianisten entstand eine freundschaftliche Beziehung. 1951 heirateten sie in Linz.
Dort hatte man Angst vor den Russen. „Viele Leute wurden bei Fahrten durch die russische Zone aus den Zügen geholt und nach Sibirien geschafft!“
1953 zogen Juttas Eltern deshalb mit ihren beiden Geschwistern Lilian und Angelika in die USA, was ihnen zunächst kein Glück brachte. Der Vater kaufte ein Schiff. Es ging unter. Die Familie übersiedelte nach New York City und der Vater wurde dort Vizepräsident von „Schenker &Co.“
(1913 entstand in New York die erste Niederlassung des Transportunternehmens außerhalb Europas.)
1959 wurde Juttas Mutter in der amerikanischen Metropole von einem LKW überfahren und starb an den schweren Verletzungen. Die Begräbnisfeier fand „drüben“ statt - es war der erste Flug von Jutta in die Vereinigten Staaten. Mutters Urne wurde nach Innsbruck überführt.
Der Vater zog viele Jahre später nach Hamburg und heiratete dort ein zweites Mal. Sein Grab ist in der Hansestadt.
Jutta arbeitete fortan als freie Journalistin für viele Medien und genoss das Heranwachsen ihrer drei prächtigen Söhne Frank, Ralph-Andreas und Thomas.
Sie hat die „französische Besatzungszeit als Befreiung und kulturelle Bereicherung“ erlebt.

1) Buchtipp:
Felix Heidenberger (Cousin von Jutta Höpfel):
Gustls Vermächtnis. Ein Künstlerroman. Lau-Verlag, 2015
(Gustl = Gustav Pollak, der Großvater von Jutta und Felix. Er war in Wien Dirigent, Sänger und universeller Musiker und eröffnete in den Dreissigerjahren eine Künstleragentur in Berlin)

--.--

Dr. Henriette KLIER (geb. Prochaska),

geb. 1925 in Innsbruck.

1943 Matura, Studium der Germanistik und Anglizistik in Innsbruck, 1951 Dr. phil., 1954-1955 Röntgenassistentin. Ab 1968 Lehrerin an der HTL in Innsbruck. Mitarbeit an einer Reihe von Alpenvereinsführern, zuerst zusammen mit ihrem Ehemann Heinrich Klier, dann mit ihrem Sohn Walter Klier. Verfasserin von Rezensionen für die Zeitschrift „Gegenwart“. Schrieb Gedichte. 1953 Anerkennungspreis für Lyrik der Stadt Innsbruck.

Nachdem Henriette mitten in der Stadt in einer 4-Zimmer-Wohnung lebte, hat sie „alles von den Geschehnissen während des Krieges und in der Nachkriegszeit mitbekommen“. Hier verbrachte sie die Jahre mit ihrer Mutter, ihrem Bruder, der Oma aus dem Burgenland und dem Vater, wenn er Urlaub vom Militär hatte. Er war Major der Deutschen Armee.

Der Vater, ein angesehener Rechtsanwalt, war in russischer Gefangenschaft, in der er an einer schweren Lungenentzündung und Asthma litt. Später in Frankreich ging es ihm besser: dort war er gut bezahlter Major, kaufte schöne Kleider und Champagner und schickte die Pakete seiner Familie nach Innsbruck oder brachte Geschenke beim „Urlaub“ nach Hause mit.

Nach ihrer Matura - während des Krieges - musste Henriette in Altenmarkt/Pongau 1943/44 Arbeitsdienst verrichten. Im Baracken-Lager gab es täglich Appell: putzen und singen, dann normalerweise Außendienst, Arbeit den Tag über bei den Bauern der Umgebung. Sie fuhren mit dem Fahrrad, jede zu ihrem Bauern. Die Führerinnen „schikanierten“ die Mädchen. Als Maturantinnen waren sie „unten durch“. Es gab für alle schlechtes Essen.

Auch in Wörgl im Unterinntal hatte Henriette 1944 ein halbes Jahr im Lazarett gearbeitet und gedient. Wenn sie nach einem freien Wochenende von zu Hause von Innsbruck anreiste, musste sie montags immer durch die Trümmer der Landeshauptstadt zum Bahnhof.

„Nach einem Jahr wieder daheim in Innsbruck, wenn Bombemalarm war, hatten wir frei. Eine Gruppe von Freunden fuhr dann stets mit der Gondel auf die Nordkette zum Schifahren. Von oben sah das alles interessant aus, zuerst Alarm, die Autos mit niedrigen Nummern fuhren aus der Stadt. Es waren die Bonzen. Die anderen saßen im Keller. Wenn die Bomben fielen hörte man die Rumser bis auf 2300 m Höhe.“

Um nicht in die Rüstungsbetriebe nach München geschickt zu werden - es musste jeder Student Kriegsdienst leisten - verbrachte die Medizinstudentin Henriette das letzte Kriegsjahr 1944/45 als Röntgenassistentin auf der Kieferstation der Innsbrucker Klinik, wo auch ihre Freundin arbeitete. Zahnröntgen wurden gemacht und Filme in der Dunkelkammer entwickelt. Jedoch auch Hilfe im Krankensaal war gefragt, da die Krankenzimmer mit Kopf- und Kieferverwundeten voll belegt waren. Vom Gesicht eines Soldaten war nur ein blutiger Rest zu sehen, Knochen und Fleisch. Riesige Wunden wurden gereinigt, Verbände gewechselt, viele hatten schwerste Hals-, Kiefer- und Gesichtsverletzungen.
Als amerikanische Besatzungsoffiziere am 3. Mai 1945 auf die Kieferstation zu den vielen Verletzten kommen, wissen Ärzte, Schwestern und Helfer nicht, wie sie sich verhalten sollen. Sie stehen einfach da, stumm, starr, völlig verunsichert. Henriette - sie hatte fünf Jahre Englisch in der Schule gelernt und Shakespeare lesen müssen - stellt in englischer Sprache den Amerikanern ihren Chef vor. „Das Eis war gebrochen“. Nun waren die Amis zwar die neuen Chefs, die den Ton angaben, der aber „höchst human“ klang. „Wahrlich eine Befreiung, die wir uns so lange gewünscht haben.“
Der Einzug der Amerikaner war von Henriette „positiv empfunden worden. Man befreundete sich, wurde zum Essen eingeladen. Sie waren großzügig.“
Die Franzosen versuchten sich mit Henriette und ihrer Familie anzufreunden. Die Regierung forcierte dies.
Im Sommer kamen 18-jährige französische Burschen, um sich in Bergsteigerlagern in Tirol aufzuhalten. Die heimischen Schüler und Studenten führten sie in die Berge der Umgebung. Es gab gegenseitige Sympathie und gute Stimmung zwischen den jungen Leuten während dieser Alpinferien. Eine Freundschaft mit einem französischen Studenten entwickelte sich mit Henriettes Bruder. „Die ältere Bevölkerung hatte Probleme mit ihnen“
Französische Besatzungsoffiziere quartierten sich in der Wohnung „ewig im hinteren Zimmer“ der Familie Klier ein. Es war nicht einfach mit diesen „Fremden“ in den eigenen vier Wänden zu leben. Sie waren zu siebt in drei Zimmern. Ein Onkel lebte auch bei ihnen, seine Familie war in der Wildschönau.
Wegen Krankheit in der Familie ging Henriette zur „Behörde“, mit der Bitte, dass die Franzosen wieder ausziehen sollen. Es gelang. Von Vorteil waren ihre französischen Sprachkenntnisse.
Die Franzosen versuchten „Kultur nach Innsbruck zu bringen“, u.a. boten sie Sprachkurse an. Besonders problematisch war, dass die Franzosen „immer alles vereinnahmen“, wie z.B. bei Wohnungsbesetzungen, wenn sie Leintücher und Hausrat mitnahmen.
Die Franzosen hatten auch fast alle Jagden in ihrem Besitz. Sie waren „fanatisch und knallten alles ab. Sie fischten, wo sie wollten“ Bethouart war Oberjäger.

(Marie Emile Bethouart war General der französischen Armee. 1945 wurde er Oberkommandierender der französischen Besatzungstruppen in Österreich und war dort von 1946-1950 Hochkommissar.)
Die „Mangelwirtschaft“ traf alle. Die Bauern bezahlten Henriettes Vaters juristischen Beistand „in Naturalien“ - es gab somit wenigstens etwas zu essen. Jedes Lebensmittel erhielt man sonst nur mit Lebensmittelmarken. Das war ziemlich dürftiges Nachkriegsleben. (1945/48).
Univ. Professor Karl Brunner , Anglist und Rektor der Universität Innsbruck, organisierte einen Studentenaustausch mit Engländern.
Eine Methodistin, Jane aus Wales, wohnte 1947 für einige Wochen bei Familie Klier. Henriette war im Austausch ein paar Wochen in Wales. Sie war „entsetzt“ über die rauchenden glühenden Fabrikschlote dort und die viele Schlacke von der Eisenindustrie. Eine völlig andere Landschaft als das grüne Tirol.
Ein Engländer aus Reading/Berkshire nahe London (Themse aufwärts) lud Henriette ein, dort zu bleiben. Sie hatte ihn in Innsbruck kennengelernt, es waren auch Engländer als Besatzer hier. Sie verlängerte ihr Visum und blieb ein Jahr in England. Ronald Martin erwartete, dass ihn Henriette heiratet. Sie wollte aber nicht und nahm ein Zimmer bei alten Leuten. Es war sündteuer.
Das Studium der englischen Sprache 1947/48 war auf der Universität in Reading sehr schwer verständlich und hoch kompliziert, v.a. die Shakespeare-Vorlesungen. Dort studierte sie auch Germanistik.
Das Geld war knapp. Henriette „bettelte“ ihren Vater um die Zusendung von wertvollen Briefmarken, damit sie diese in London verkaufen und mit dem Ertrag wieder 1 - 2 Wochen leben konnte.
In den Weihnachtsferien verdiente sich Henriette ihren Unterhalt mit „Putzen im Krankenhaus“. Sie gehörte zu den „dirty foreigners“ - die Engländer waren „sehr klassenbewußt“. Immerhin bekam sie dort „Geld und Essen“.
Mit einem „Seminarschein für Mittelhochdeutsch und Althochdeutsch“ kehrte Henriette über Frankreich per Schiff und Zug nach Hause zurück. Die Franzosen empfand sie „aufdringlich und nicht angenehm“.
In Innsbruck studierte sie Germanistik und Englisch weiter. Sie absolvierte ihr Probejahr, bekam jedoch keine Anstellung, da sie bei keiner Partei war.
Nach dem Krieg war es verboten über die Grenze zu fahren.
Das Freiheitsbedürfnis der gesamten Familie Prochaska/Hebenstreit war stark ausgeprägt - es sind viele Angehörige ausgewandert. Die Beschränkungen und das Reiseverbot waren „bedrängend“: „Man war sehr eingeschränkt in seiner Freiheit.“
Henriette ging mit ihrer Freundin Traudl Noldin im Juli 1945 zu Fuß über die Berge „schwarz“ nach Südtirol. Das war mühsam und gefährlich.
Im Herbst 1945 hielten zwei Marokkaner Henriette und Traudl oberhalb des Brenners bei der Grenzüberquerung auf einem Verbindungsweg auf. Sie hatten Angst vor ihnen, denn es kursierten in Innsbruck wilde Gerüchte: Marokkaner hätten Mädchen

erstochen. Henriette gab ihren goldenen Ring her und die Mädchen versprachen hoch und heilig am nächsten Tag wiederzukommen.
Später im Herbst überschritt sie mit Traudl Noldin in Begleitung von Schmugglern, das waren Obernberger Bauern, das Sandjoch. In der Nacht setzte starker Schneefall ein, es wurde eiskalt, mit großer Mühe kamen alle ins Tal, durchnässt und total erschöpft.
In Südtirol waren die „Ami“ stationiert, bei Freunden kamen sie überall unter, es herrschte absolut kein solcher Mangel wie im Norden, es gab keine Reisebehinderungen - „ein herrliches Leben! Freiheit pur!“
Zurückgekehrt nach Innsbruck empfand man wieder „Einschränkung und Beengung“. Mit den Franzosen gab es „keine Fraternisierung. Sie waren speziell reserviert und klassenbewusst.“
Im Gegensatz zu den Amerikanern bekam man nichts geschenkt. „Im Gegenteil, die nahmen mit, was nicht niet und nagelfest war.“
Die Amerikaner schickten Care-Nahrungsmittel-Pakete nach Europa, das machte schon eine andere Stimmung. Diese Pakete waren sehr willkommen.
Irgendwie haben alle das überstanden, 1955 dann der große Tag der Freiheit !

--.--

Frau **L.R.** (geb. 1937 in Innsbruck. Cutterin für Bild- und Tonaufnahmen in München) erzählte, dass aus den von Bomben zerstörten Häusern viel geplündert und gestohlen wurde. Der Schwarzhandel blühte. Die Marokkaner, die ein Gasthaus in Aldrans oberhalb Innsbrucks besetzten, betrogen die Einheimischen insofern, als sie ihnen bereits benutztes Kaffeepulver in Dosen füllten, die die Leute wieder mit nach Hause nahmen.
Ihre Oma wollte nicht, dass die Enkelin und andere Mädchen in den Wald gehen, weil sie „Angst vor den Negern“ hatte.
Die Kindheit war nicht glücklich, man hat nicht nachgefragt. Hauptsache, man hat etwas zu essen und zum Anziehen bekommen.
Der Vater kam aus dem Krieg nie mehr nach Hause. Er ist in Jugoslawien an Typhus gestorben.

Frau **C.S.** (geb. 1925 in Salzburg, lebt heute in Innsbruck. Diplomingenieur. Innenarchitektin) ist in ihrer Heimatstadt ausgebombt und mit ihrer Schwester in den Pinzgau geschickt worden. Sie hat nur „allerschrecklichste Erinnerungen“ an die amerikanische Besatzung. „Sie waren gewalttätig und brachen Baracken auf“. Die ersten Erfahrungen mit ihnen waren „furchtbar unangenehm.“. Als die „Ami“ später Kaugummi verteilten, wollten die beiden Mädchen diese nicht annehmen.
Noch während ihres Studiums in Graz war Frau C.S. „auf die Amerikaner angefressen“. Sie hörte nur Bach, nicht mehr Jazz.

Frau **H.B.** (geb.1940 in Innsbruck. Studium Welthandel. Diplomkaufmann) erinnert sich, dass die Franzosen, vor allem General Bethouart beliebt war.
Es wurden v.a. viele Marokkaner in der Besatzungszeit eingesetzt. „Sie haben die Ex-Nazis nicht gut behandelt.“
H.B.`s Eltern zogen nach Hamburg (dort englische Besatzung). Der Vater, ein ehemaliger Nazi, bekam dort eine Stelle.
In der Kaserne in der Universitätsstrasse (heutige SOWI-Universität) in Innsbruck gab es die Aufnahmestelle für Fremdenlegionäre. Bauern aus Tiroler Tälern (v.a. aus dem Gschnitztal) und Soldaten wurden rekrutiert. „Sie erhielten eine neue Identität und waren durch ihre eigene Haartracht erkennbar. Sie wurden später im Algerienkrieg eingesetzt.“
Die Kinder mussten in der Schule Französisch lernen. Sie sind auch „Land verschickt“ worden, nach Deutschland oder in die französische Schweiz. Diese „Landverschickung ging vom Schweizer Roten Kreuz aus.“ Frau H.B. ist mit einer Namenstafel um den Hals einer Schweizer Familie an der Staatsgrenze übergeben worden, die am Genfer See lebte. Dort im Dorf gab es einen „großen Aufstand“, weil die Familie ein „Nazi-Kind“ aufnahm. Trotzdem erlebte das Mädchen eine „positive Beziehung zur Schweizer Familie, die bis heute noch gut ist.“
Bei ihrer Rückkehr konnte H.B. mit ihren Eltern nicht mehr Deutsch sprechen.

Frau **A.B.** (geb. 1918 in Deutschland, lebt heute in Innsbruck. Kindergärtnerin)
Wegen Heirat mit einem Arzt vor Kriegsausbruch nach Innsbruck gezogen.
Frau A.B. empfand die Franzosen als „lästige Besatzung. Sie hatten Neger mit als Soldaten."
Wenn Züge mit Verpflegung gekommen sind, fand man viele Lebensmittel im Graben. „Die Zugladungen wurden nur für die Franzosen geliefert." Wenn Bahnangestellte an die Bürger die Waren verteilten, packte man sich die Manteltaschen voll.
A.B.`s Mann war Nazi und in der „Oratur" im Lager der Franzosen in der Nähe von Seefeld eingesperrt. Sie beschlagnahmten alle Pakete, die A.B. ihrem Mann bringen wollte.
Er kam vor das Volksgericht der Franzosen („Handlanger waren die Österreichischen Kommunisten") und wurde verurteilt. Dies bedeutete: Vermögensverfall, Titelverbot, Berufsentzug.
Ihr Mann konnte als Hilfsarbeiter bei einer Autofirma anfangs arbeiten und erst viele Jahre später wieder seinen Beruf als Arzt ausüben.
Im „Wohnungsamt sind alle Wohnungen registriert gewesen". Laut französischem Besatzungsreglement mussten in großen Wohnungen bestimmte Zimmer belegt werden. Auch bei A.B. quartierten sich die Franzosen ein. „Ebenso wurden ganze Häuser belegt, die Eigentümer durften im Gartenhaus wohnen."
„Man war froh, dass man mit dem Leben davon gekommen ist!"

Literatur-Hinweise:

Ausstellungskatalog: Tirol - Frankreich 1946 - 1960, Spurensicherung einer Begegnung, hg. v. Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Gert Ammann, Innsbruck 1991
Bonjour Autriche, Literatur und Kunst in Tirol und Vorarlberg 1945 - 1955, hg. v. Sandra Unterweger, Roger Vorderegger, Verena Zankl. Edition Brenner-Forum, hg. v. Johann Holzner und Wolfgang Wiesmüller, Band 5, Innsbruck 2010
Eisterer, Klaus: Französische Besatzungspolitik, Tirol und Vorarlberg 1945/46, Innsbruck 1991in:
Innsbrucker Forschunge zur Zeitgeschichte, hg. Rolf Steininger, Inst. f.Zeitgeschichte der Universität Insbruck,Band 9
Hörmann, Angelika: In dunkler Nacht zur grünen Grenze ... (Die Hilfsorganisation Bricha für jüdische Flüchtlinge), in: Aufbau, New Yorker Emigrantenzeitung, Nr. 13, 14 und 15, 25. Juni sowie 9. und 23. Juli 1999, 3-teilige Serie.
Die Autorin, ehemalige Schwiegertochter von Jutta Höpfel, lebte einige Jahre mit Ihrem Mann, dem inzwischen verstorbenen Physiker Ralph-Andres Höpfel, berufsbedingt in New Jersey.
Durch ihre Kontakte gelang es einige Jahre später, im New Yorker Aufbau-Verlag in Manhattan mitzuarbeiten. Dort verfasste sie zahlreiche Artikel über Emigrantenschicksale vor Ort und Jüdisches Leben in Österreich.
Klier, Henriette: Es war wahrlich eine Befreiung, Leseforum in Tir. Tageszeitung Nr. 126 v. 7. 5.2015
Lexikon Literatur in Tirol. Forschungsinstitut Brennerarchiv. Literatur Landkarte Tirol. Inhalt: Christine Riccabona und Anton Unterkircher. Letzte Änderung: 19.10.2009 (H. Klier) sowie 14.12.2010 (J. Höpfel)
Tiroler Tageszeitung, Jubiläumsausgabe zum 70. Geburtstag, 20. 6. 2015, Nummer 169-BG
Internet: Google, Wikipedia

Dr. Karola Czernohaus, Stadtführerin und Reiseleiterin
Innsbruck im Juli 2015

Kultur als Brücke zu anderen Nationen und Friedensbotin

Kunst und Kultur mit all ihren Facetten vermögen Herzen zu berühren, den Horizont zu weiten, Quellen der Inspiration zu sein, aber auch Widerstand und heftige Diskussionen und Debatten hervorzurufen, wie dies z. B. bei der Gestaltung der Fresken in der Theresienkirche auf der Hungerburg durch Max Weiler im Jahr 1946 passiert ist. Dabei ging es weniger um die Farbgebung und Gestaltung an sich, sondern um den Inhalt. Bei der Darstellung „Lanzenstich“ ist ein Bauer in Tiroler Tracht gemalt, der auf Befehl des Schützenhauptmannes Christus die Lanze in die Brust stößt.
Ich habe mir für diesen Beitrag 2 Bereiche ausgesucht zu denen ich einen persönlichen Bezug habe und die mir am Herzen liegen. Kulturvermittlung als Brücke zu Nationen, Völkern und Menschenherzen, wie es durch das Französische Kulturinstitut, das Zentrum 107, die Österreich-Griechische Gesellschaft bzw. das Griechische Kulturinstitut geschehen ist.
Als zweites Thema habe ich mir Kultur als Friedenbotin ausgewählt am Beispiel des Glockenspiels im Nordturm unseres Domes in Innsbruck und der Friedensglocke in Mösern als hörbares und sichtbares Zeichen des Friedens und Zusammenrückens der Länder des Alpenraumes.
Danken möchte ich Frau Dr. Gretl Höfer für ihre Hinweise und Literaturtipps, Herrn Roland Sila und seinen Mitarbeiterinnen von der Bibliothek des Ferdinandeums, bei Frau Prof. Ulrike Tanzer, der Leiterin des „Brenner Archivs“ und ihren Mitarbeiterinnen, und bei Herrn Dr. Lukas Morscher vom Stadtarchiv, der mir beim Recherchieren geholfen hat.
Zum besseren Verständnis füge ich noch ein paar Informationen zu meinem familiären Hintergrund dazu. Als meine Mutter 1949, eine Griechin aus Athen, ihre Schwester nach Tirol begleitete, weil sie an Tuberkulose erkrankt war, ahnte sie nicht, dass Österreich ihre zweite Heimat werden würde. Sie studierte in Innsbruck Kunstgeschichte und Archäologie und besuchte aus Interesse die Vorlesungen für Musik. Als ihr Bruder auch nach Innsbruck kam, um Musik zu studieren, suchte er einen Klavierlehrer. Meine Tante sang im Studentenchor und meine Mutter spielte im

Studentenorchester. Ein Mitglied des Chores empfahl einen jungen netten Klavierlehrer, in den sich meine Mutter verliebte und dann auch heiratete. Von meinen Eltern habe ich also die Liebe zur Musik, Malerei, der Natur und generell zur Kultur mitbekommen. Meine Mutter hat in unzähligen Vorträgen und als Reiseleiterin vor allem nach Griechenland vielen Menschen eine große Freude bereitet. Sie hat sich auch sehr in der Ökumene eingesetzt und versucht den Tirolern die Orthodoxe Kirche näher zu bringen. Musik hören, Theater und Ausstellungen besuchen, reisen, Ausflüge in die Natur, Begegnungen mit Menschen aus anderen Ländern und Kulturen haben mein Leben sehr bereichert.

Als am 14. Juli 1945 General Marie-Emile Béthouart in Tirol eingetroffen ist, begann in Tirol eine neue Ära. Die Franzosen bemühten sich bald als Freunde aufzutreten und besonders der respektvolle Umgang mit den Tirolern hat die Herzen der Tiroler erobert. General Béthouart hat sich eingesetzt, dass die Bronzefiguren der Hofkirche, die“Schwarzen Mander und Frauen“, wieder zurückgeführt werden. Beim Bau, des Denkmals am Landhausplatz zur Erinnerung an die Gefallenen Soldaten und Widerstandskämpfer im 2. Weltkrieg ging Major Pascaud, der für das Denkmal die künstlerische Verantwortung als Architekt trug, auf die Vorschläge und Wünsche bei der Gestaltung der Tiroler ein . Die Sympathie der Schützen hat der General gewonnen, indem er Ihnen ihre Gewehre ließ und sie zu verschiedenen Anlässen Salut schießen durften.

Die Umbenennung des Innsteges in Béthouartsteg und eine bronzene Ehrentafel, die man 2003 errichtet hat , würdigen den Verdienst von diesem für Tirol und Vorarlberg so einflussreichen, wichtigen Mann, der zum Segen für unser Land gewirkt hat. Der Text auf der Ehrentafel lautet: Als Sieger gekommen – Als Beschützer geblieben – Als Freund in die Heimat zurückgekehrt.

Der Plan, ein Französisches Kulturinstitut zu errichten mit dem Ziel durch kulturelle Veranstaltungen den vom Nationalsozialismus indoktrinierten Österreichern ein Tor zur Welt und damit Herz und Hirn zu öffnen, bestand von Anfang an.

Die Bedeutung der kulturellen Kontakte schlägt sich darin nieder, dass der 1. Internationale Vertrag, den Österreich nach dem Krieg abschloss, ein Kulturabkommen mit Frankreich war. Darin wurde die Gleichberechtigung beider Vertragspartner festgeschrieben. Bemerkenswert ist, dass der erste Kulturbeauftragte Frankreichs in Tirol, Marcel Decombis, nicht die am 15. März 1947 erfolgte Unterzeichnung des Kulturabkommens abwartete, sondern bereits 1946 das französische Kulturinstitut ins Leben rief. Das Abkommen enthielt dann allerdings die Zusicherung, dass Frankreich auch nach dem Ende der Besatzungszeit in Österreich ein Standbein für eine dauernde Kulturpolitik behalten würde.

In der „Villa Kapferer“ in der Kapfererstrasse 3 im Villenviertel Saggen wurde ein geeignetes Haus gefunden, in dem das Französische Kulturinstitut bis 1961 beheimatet war. Einerseits sollte das Haus als Zentrum für höhere Studien dienen,

wo die französische Sprache, Literatur, Landeskunde, Geschichte usw. vermittelt wurden. In dem Haus sollten aber auch Ausstellungen, Lesungen, Theateraufführungen, Vorträge angeboten werden.

Das Institut Français

Am 8. Juli 1946 wurde das Institut Français mit der Ausstellung „Meisterwerke der französischen Malerei der Gegenwart“ mit Leihgaben aus dem Museum für Moderne Kunst in Paris, feierlich eröffnet. 37 Gemälde von französischen Künstlern der Gegenwart wie: M.Asselin, R. Bissière,P.Bonard, H. Matisse, R.Dufy u a. mehr . Für Innsbruck war das eine Sensation, diese Werke von bekannten französischen Künstlern wie H. Matisse im Original zu sehen. Damit hat sich für die jungen Tiroler Künstler und die kulturbegeisterten Einwohner der Stadt eine neue faszinierende Welt der Kunst aufgetan.
Es folgten noch viele großartige Veranstaltungen, die den Tirolern die Welt der modernen Kunst und Kultur von Frankreich vermittelten. Es waren die Begeisterung und der persönliche Einsatz von Maurice Besset, der bald die Leitung übernahm und der engagierten Mitarbeiterinnen des Institutes, allen voran Dr. Lilly Sauter und Dr. Renate Lichtfuß, die Menschen für Paris und Frankreich mitriss und begeisterte. Von 1947-1957 wurden 51 Ausstellungen, Gedenkfeiern, Lesungen und Theateraufführungen organisiert. Dabei ermöglichte M. Besset auch Tiroler Künstlern wie Paul Flora, Gerhild Diesner, Fritz Berger, Walter Honeder, Jakob Lederer, Helmut Rehm, Max Weiler, Ilse Glaninger-Halgruber, Franz Santifaller, Werner Scholz und Bodo Kampmann im Institut ihre Bilder zu präsentieren und auszustellen. Da General Béthouart für die französische Besatzungszone die Devise ausgegeben hatte, Besatzungskosten seien nicht für Militärparaden zu verwenden, sondern sollten Tirol und Vorarlberg mit der französischen Kultur bekannt machen, war mehr Geld zur Verfügung. So war es auch möglich mit diesen Mittel Stipendien zu gewähren zum Austausch von Studenten aus Frankreich und Tirol. Junge Künstler wie Max Weiler, Paul Flora, Fritz Berger, Max Spielmann und vielen anderen auch nicht Künstlern wurde es ermöglicht, Paris und Frankreich kennen zu lernen. Ein

Stipendium für den jungen Fotografen Rudolf Purner ergab nach seiner Rückkehr eine Reportage über die Straßen von Paris und eine sehr gelungene Ausstellung im Institut Français. Auch der damals kleine Sekretär des Institutes, dem Flüchtling **Tibor Lichtfuß** wurde ein Monat Frankreichaufenthalt ermöglicht. Die Folge war eine große Liebe zu Frankreich und seiner Kultur, die er den Tirolern vermittelte. Über 40 Jahre Kulturreisen nach Paris, ins Burgund, zu den gotischen Kathedralen, ins Elsaß und

vieles mehr. Mit seinen Reisen und Vorträgen hat Tibor Lichtfuß sehr vielen Menschen Frankreich näher gebracht und begeistert.
Das Institut veranstaltete zweimal jährlich zu Ostern und zu Weihnachten Studententreffen in St. Christoph am Arlberg, bei denen am Vormittag Schi gefahren wurde und nachmittags gab es Vorträge und Diskussionen. Professoren aus Ost und West trafen sich zu einem kulturellen Austausch.
Nach dem Ende der Besatzungszeit und des Wiederaufbaus kam es zur sehr fruchtbaren Zusammenarbeit mit den Kultureinrichtungen in Innsbruck wie dem Tiroler Landesmuseum, dem Volkskunstmuseum, dem Landestheater, den Festwochen der alten Musik oder den Meister- und Kammerkonzerten in Innsbruck, aber auch französiche Filme wurden im Kinematograph gezeigt.
Großartige französische Künstler wie der Trompeter Maurice André, der Organist Pierre Cochereau, oder der Cellist Pierre Fournier traten im Rahmen der Innsbrucker Symphonie- oder Meisterkonzerte auf. Ich erinnere mich an ein Meisterkonzert in dem Maurice André das berühmte Trompetenkonzert von Josef Haydn spielte.
Das Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum widmete dieser ersten Zeit eine großartige Ausstellung unter dem Titel:“ Tirol – Frankreich 1946-1960, Spurensuche einer Begegnung,“ im Herbst 1991
Bis in die späten 90 er Jahre und Anfang des 21. Jahrhunderts waren die Veranstaltungen und die Kurse des französischen Kulturinstitutes in der Kulturszene von Innsbruck beliebt und gut besucht.
Einen Höhepunkt stellte das Ausstellungsprogramm“ 50 Jahre Institut Français in Innsbruck“ dar. Im Mai und Juni 1996 gab es Ausstellungen von und mit Helene Delprat , eine Ausstellung mit Plakaten organisiert von Barbary Porpaczy und wurden 10 berühmte französische Filme im Cinematograph vorgeführt.
Von 1946 – 1961 war das französische Kulturinstitut in der Villa Kapferer untergebracht. 1961 übersiedelte das Institut an den Rennweg Nr. 13, ein Gebäude in dem heute die Evangelische Superintendentur Salzburg – Tirol untergebracht ist.
Am 21. Juni 2005 wurden die neuen Räumlichkeiten am Innrain Nr. 10 eröffnet. In den Kulturberichten aus Tirol aus dem Jahr 2005 ist zu lesen, dass der neue Direktor Jacues Bouche völlig neue Wege ging, wobei die Hauptaufgabe noch immer die Vermittlung der französischen Sprache war und die französische Kultur dem interessierten Publikum bekannt zu machen, aber mit neuen Medien und Mitteln. In einem Seminarraum wurden Videokonferenzen zwischen Österreich und Frankreich veranstaltet, die technische Ausrüstung bestand nun in einem Medienraum mit Internetzugang und Fernsehgeräten mit französischen Programmen. Die große Bibliothek wurde der Universität geschenkt und die über 3000 Schallplatten erhielt das Institut für Romanistik.
Es wurde dann immer stiller um das Französische Kulturinstitut, es übersiedelte noch einmal in das Gebäude des alten Regierungsgebäudes in der Herzog Friedrichstrasse. Herr Dr. Lukas Morscher, der Leiter des Stadtarchivs Innsbruck,

der mir half heraus zu finden, in welcher Villa in der Kapfererstrasse, das 1. Institut seine Heimat hatte, erzählte mir, dass vor einigen Monaten das Französische Kulturinstitut in Innsbruck endgültig geschlossen wurde.
Das Französische Kulturinstitut mit seinem großen Angebot an Französischkursen, Büchern und Zeitschriften und Schallplatten war ein Ort der Begegnung für viele kulturinteressierte Menschen in Innsbruck und Tirol. Meine Mutter und Tante sprachen voll Wertschätzung und Bewunderung über die Ausstellungen, Vorträge und Konzerte, die das Institut organisiert hatte. Da meine Mutter auch gut Französisch konnte, ging sie öfters ins Institut, um sich Schallplatten oder Bücher auszuleihen. Daraus entwickelte sich eine Bekanntschaft und Freundschaft zu Frau Dr. Renate Lichtfuß und ihrer Familie. In einem Interview erzählte mir Frau Dr. Renate Lichtfuß, wie sie nach Innsbruck gekommen ist und ihren Mann am Französischen Kulturinstitut kennengelernt hatte.

Dr. Renate Lichtfuß

Frau Dr. Lichtfuß hatte in Wien Französisch und Klavier studiert. 1951 bekam sie ein Stipendium für Paris, wo sie Kurse an der Sorbonne belegte und Frankreich lieben und schätzen gelernt hatte.
1954 wurde sie nach Innsbruck zum Institut Français als Mitarbeiterin berufen. Sie regte sich auf, dass der Sekretär, wie sie glaubte, eine französische Uniform trug und meinte:“ Sie wolle nicht für das französische Militär arbeiten.“ Sie wurde gleich von ihrem Chef aufgeklärt, dass dieser Sekretär ein Siebenbürger war und alles seine Ordnung habe, er kein Franzose sei und jeden Tag von Hall anreise.“ Was, von so weit her und das jeden Tag!“ rief sie erstaunt aus. Als Wienerin dachte sie an Bad Hall und hatte keine Ahnung von Hall in Tirol, das nur 10 km östlich von Innsbruck liegt.
Tibor Lichtfuß war ein Flüchtling aus Siebenbürgen in Österreich und arbeitete zunächst um zu überleben als Totengräber in Linz. Als der Pfarrer merkte, dass er Französisch sprechen konnte, riet er ihm in die französische Besatzungszone zu fliehen. Er fuhr mit seiner Mutter mit der Bahn nach Tirol, kam aber nur bis Hall, weil der Innsbrucker Bahnhof von den Bomben zerstört war. Als er eine Anstellung beim Institut Français bekam, nähte ihm seine Mutter ein Gewand, das einer französischen Uniform ähnelte.
Aus dieser ersten Begegnung wurde eine große Liebe, die beiden heirateten und waren sehr lange eng mit dem Französischen Kulturinstitut verbunden. Frau Lichtfuß war für die Bücherei zuständig und, da ihre zweite große Liebe der Musik galt, half sie mit großer Freude mit, Musiker einzuladen und zu betreuen, wenn sie in Innsbruck weilten oder Ausstellungen zum Thema „Französischer Musik“ zu organisieren. Ein besonderer Höhepunkt war, als im Tiroler Landestheater die Opern: „Die begnadete Angst“ von Georges Bernanos und Claude Debussys „Pelleas et

Mèlisande“ aufgeführt wurden. Zum Revolutionsdrama des großen Dichters Bernanos konnte das Institut eine dreiteilige Ausstellung organisieren: Dokumentarisches am Französischen Kulturinstitut, Künstlerisches in der Stadtturmgalerie und im Theaterfoyer Historisches. Das Pariser Opernmuseum hatte dabei sehr geholfen. Die Innsbrucker Inszenierung brachte zum ersten Mal eine Oper in französischer Sprache auf die Bühne des Tiroler Landestheaters: heute eine Selbstverständlichkeit, damals ein absolutes Novum.
Die Zusammenarbeit mit Frau Dr. Lilly Sauter hat Frau Dr. Lichtfuß als sehr beglückend empfunden.
Bis zu ihrer Pensionierung hat Frau Lichtfuß mit großer Freude für das Institut gearbeitet und viele Menschen für die Französische Kultur, besonders für die Musik begeistert.

Dr. Lilly Sauter

Als Abschluss zum Französischen Kulturinstitut möchte ich noch das Engagement von Frau Dr. Lilly Sauter hervorheben. Bereits 1946 war Dr. Lilly von Sauter als Feuilleton-Redakteurin bei den Tiroler Nachrichten eingetreten, nachdem sie vorher unmittelbar nach der Gründung des Blattes den Chefredakteur mit Rat und Tat bei der Einrichtung einer kulturellen Beilage für die Zeitung unterstützt hatte. Von 1950-1958 war sie hauptberuflich am Institut Français beschäftigt. In unzähligen Zeitungsartikeln, Einführungen und Kommentaren zu Ausstellungen, Vorträgen, Radiosendungen und Führungen hat sie Menschen für die Kunst begeistern können. Maurice Besset, der damalige Leiter des Französischen Kulturinstitutes hat ihre Mitarbeit mit folgenden Worten gewürdigt: „Die höchst anregenden Veranstaltungen, die Frau Dr. Sauter im bescheidenen Rahmen unseres Institutes nicht nur sorgfältig vorbereitete, sondern auch durch ihren Einsatz beseelte , brachte eine wichtige Ergänzung. Wie keine andere verstand es Frau Sauter, wissenschaftliche und organisatorische Exaktheit einerseits und persönliche Note andererseits in der Aufmachung der Ausstellungen und in der Betreuung des Publikums zu vereinen. Ihre Vorträge sind mir als Musterbeispiele wissenschaftlich fundierter, aber auch intuitiv-einfühlender Kunstbetrachtung in Erinnerung geblieben.“
Von 1962- 1972 war sie als Kustos für die Sammlung in Schloss Ambras zuständig. Sie erreichte, dass ein Großteil der ursprünglichen Sammlung der „Kunst und Wunderkammer“ von Erzherzog Ferdinand II. im 16. Jhd. wieder nach Innsbruck an den Ursprungsort zurückkam. Durch Nachforschungen und den Fund von den alten Schaukästen im Dachboden wurden die „Kunst und Wunderkammer“ und die Rüstungskammer so aufgestellt, wie es im 16. Jahrhundert vorgesehen war. Die Schätze wurden nämlich nach Material wie Gold, Elfenbein, Korallen usw. geordnet

und kamen in einen Schaukasten mit einem farbigen Hintergrund, der die Objekte optimal zur Geltung brachte, ausgestellt.
Lilly von Sauter hat auch wunderbare Gedichte zu Paris, Reisen nach Frankreich und zu ausgestellten Kunstwerken verfasst.

Das „Zentrum 107“

Die nächste kulturelle Einrichtung, auf die ich näher eingehen möchte ist das Zentrum 107.

Das Ehepaar Marinescu kümmerte sich zunächst um Flüchtlinge. Auch Nikolaus Marinescu war ein Flüchtling aus Rumänien. Durch das Studium der Philosophie und persönliche Kontakte, waren Nikolaus und Maria Marinescu sehr gute Freunde von meinen Eltern. Mit ihnen haben wir wunderschöne Reisen nach Paris, zu den Loireschlössern, und vielen Teilen Frankreichs erleben dürfen. Als sie 1958 das Zentrum 107 gründeten, schafften sie es, den Flüchtlingen eine geistige Heimat zu bieten und boten ein tolles Kulturangebot an. Dies war ein beispielloser Beitrag zur Integration von Flüchtlingen mit der einheimischen Bevölkerung.
1958 konnte das Ehepaar Marinescu die Räume in der Innstrasse 107 beziehen. Der damalige Hausherr, Propst Dr. Heinz Huber meinte:“ Gehen sie halt mal 14 Tage rein, dann werden wir schon sehen, was daraus entsteht.“
Geplant war eine Betreuungsstätte und Ausstellungsraum für Künstler aus Flüchtlingskreisen – Galerie Zentrum 107.
Bald zeigten auch heimische, junge Künstler großes Interesse, hier ausstellen zu dürfen.
Das Zentrum 107 feierte 1978 sein 20 jähriges Jubiläum. „Das Ehepaar Marinescu kann auf eine 20 jährige Tätigkeit erfüllt von sozialem und kulturellem Engagement für die Förderung junger, aufstrebender Künstler zurückblicken.“
Das Zentrum 107 wurde eine Heimstätte für junge Künstler, die hier zum 1. Mal auftraten oder Ihre Bilder ausstellen konnten.
In 236 Ausstellungen mit Künstlern aus ganz Österreich und fast allen europäischen Ländern darüber hinaus auch Künstlern aus Indien, Pakistan, Afrika, Nord- und Südamerika konnten ihre Bilder zur Schau stellen.

Sehr gut aufgenommen wurden auch die Verkaufsausstellungen zu Weihnachten und zu Ostern, von Osteuropäischen Flüchtlingsarbeiten.
In sinnvoller Ergänzung wurden 41 Konzertabende, 382 andere kulturelle Veranstaltungen wie Vorträge, Filmvorführungen, Lesungen, Diavorträge, Literarische Abende organisiert.
Bürgermeister Dr. Lugger beglückwünschte das Ehepaar Marinescu zu seiner selbstlosen Arbeit, die sich in Zukunft fortsetzen möge. In einer kleinen Feierstunde. „Die Galerie Zentrum 107, sei etwas, das ans Herz gewachsen ist, als Heimstätte für junge Künstler, die sich bewährt und durchgesetzt hat und auf die nicht nur Innsbruck, sondern auch Tirol stolz sein kann."
Ein besonderer Höhepunkt war die Adventfeier mit Menschen aus Rumänien und anderen Nationen mit besinnlichen und heiteren Beiträgen. Beendet wurde die Feier immer so, dass der damalige Pfarrer Eugen Bischof das Weihnachtsevangelium vorlas und das Lied „Stille Nacht Heilige Nacht" von allen in der jeweiligen Muttersprache gesungen wurde, sehr oft von meinem Vater am Klavier begleitet. Es gab auch für jede Familie ein großes Weihnachtspaket mit Lebensmitteln, gestiftet von der Caritas und dem Roten Kreuz, über das sich alle sehr freuten.
Am 4. Adventsonntag im Jahr 1983 schloss das Zentrum 107 in der Innstrasse 107 nach 26 jähriger segensreicher Tätigkeit seine Pforten. Jutta Höpfel schrieb in ihrem Zeitungsartikel in der TT: „Waren bei der traditionellen Weihnachtsfeier immer schon Tränen geflossen, vor allem, wenn zum Schluss gemeinsam das Lied „Stille Nacht" in den verschiedenen europäischen Sprachen erklang, so wurden heuer die Augen noch nasser denn je. Mit der stimmungsvollen Feier, zu der Pianist Prof. Hans Scheiling, die Gesangsolisten Lise Karlsson, Herwig Widmoser, der Flötist Shintani, das Blockflötenquartett Frisch, Prof. Tibor Lichtfuß mit Texten von Michael Goluboff und Raoul Henrik Strand sowie Pfarrer Eugen Bischof beitrugen, ging mehr als ein Vierteljahrhundert Dienst am Menschen zu Ende."

Die Öesterreichisch-Griechische Gesellschaft

Da ja meine Mutter eine Griechin war, verband uns eine enge Freundschaft mit dem Ehepaar Grigoriadis. Lefteris Grigoriadis, ein Mazedonier aus Ptolemaida, war 1961 nach Innsbruck zum Studieren gekommen.
1976 gründete er die Österreichisch Griechische Gesellschaft und veranstaltete in Tirol, Vorarlberg und Salzburg Konzerte, Vorträge, Ausstellungen und vor allem Griechische Feste. Der Griechenball im Cafe am Hofgarten gehörte zum Fixpunkt im Fasching. Lefteris hat eine wunderschöne Baritonstimme, sang im Chor am Tiroler Landestheater und hatte selbst viele Konzerte gegeben. Oft hat mein Vater ihn am Klavier begleitet, aber auch mit Prof. Norbert Riccabona hat Lefteris die Griechischen Lieder ganz wunderbar interpretiert. Unvergesslich bleibt mir eine Vorstellung, als das Publikum ganz begeistert applaudierte und auf eine Zugabe spekulierte. Lefteris

setzte auch gleich zu einer Wiederholung an, aber mein Vater hatte das nicht so schnell mitbekommen. Mit unglaublicher Schnelligkeit setzte sich mein Vater zum Klavier und versuchte mit der Begleitung nachzukommen.

Lefteris Grigoriades brachte unter anderen Künstlern Mikis Theodorakis nach Innsbruck, tanzte mit behinderten Kindern vom Elisabethinum in Axams bei Innsbruck und organisierte Ausstellungen von griechischen Künstlern. Auch Sprach- Tanz- und Kochkurse samt Urlaubstipps waren im Angebot.
Am 6. Juli 1995 eröffnete er mit seiner Frau Rosi das Griechische Kulturinstitut in der Universitätsstrasse 3 gemeinsam mit dem **Cafe Elektra**, das nach dem Namen seiner Tochter benannt ist. Damit hat sich Lefteris einen Lebenstraum erfüllen können. Es ist ein Stückchen Griechenland in Innsbruck mit den typischen griechischen Stühlen und Tischen, den Bildern und den köstlichen griechischen Spezialitäten, die Lefteris und Rosi zubereiten.
Zahlreiche Tiroler Musikvereine, Chöre und Tanzgruppen hatten durch die Vermittlung des Griechischen Kulturinstitutes und der Kontakte von Lefteris erfolgreiche Auftritte in Griechenland und Zypern.

Kultur als Friedensbotin

So habe ich Kultur als eine große Bereicherung und Völkerverbindendes erlebt. In Zeiten wie diesen, wo wir uns kaum vor den Flüchtlingsströmen erwehren können bin ich dankbar für den Frieden und dass es Denkmäler in Innsbruck und Tirol gibt, die ganz leise, aber doch hörbar an den Frieden erinnern.
Mit der Weihe des Friedensglockenspiels im Dezember 1982 hat sich ein jahrzehntelanger Wunsch von einigen engagierten Bürgern von Innsbruck erfüllt. Bereits im Jahr 1947 wurde von Herrn Engelbert Neurauter, dem damaligen Präsidenten der Österreichischen Glockenspielvereinigung, der Gedanke gefasst, in der Landeshauptstadt Innsbruck ein Glockenspiel als Mahnmal für den Frieden zu errichten. Dazu gründete er einen eigenen Verein, fand viele private Sponsoren und mit der finanziellen Unterstützung der Stadt Innsbruck konnte das Projekt verwirklicht werden.
Das Innsbrucker Friedensglockenspiel ist das erste vieroktavige Carillon Österreichs. Ein Glockenspiel wird dann als Carillon bezeichnet, wenn es aus mindestens 23 Bronzeglocken besteht, d. h. einen Tonumfang von 2 Oktaven hat. Das Innsbrucker Friedensglockenspiel umfasst 48 Glocken mit einem Tonumfang von 4 Oktaven. Sämtliche Glocken wurden von der Königlichen Glockengießerei Eijsbouts in Asten(Niederlande) gegossen. Der Einbau des Glockenspiels im Dom erfolgte durch die Firma Grassmayr in Innsbruck. So ertönt jeden Tag um die Mittagszeit das Glockenspiel mit den Melodien eines Praeludiums zum „Tedeum“ nach M. A.

Charputier, „Innsbruck ich muss dich lassen“ nach Heinrich Isaac und „Gott behüte dich“ nach Leonhard Lechner als akustisches Mahnmal für den Frieden.
Die Friedensglocke des Alpenraumes läutet täglich um 17:00 Uhr auf einem der schönsten Aussichtsplätze Tirols bei Mösern nahe Seefeld. Die Glocke wurde aus Anlass des 25 jährigen Jubiläums der ARGE ALP (Arbeitsgemeinschaft Alpenländer) und deren Gründerväter Alfons Goppel, Silvius Magnago und Eduard Wallnöfer als Symbol für grenzüberschreitende Zusammenarbeit und den Frieden im Alpenraum errichtet. Auf die Initiative eines Kuratoriums um den Telfer Bürgermeister Helmut Kopp wurde nach den Plänen von Hubert Prachensky die größte Glocke Tirols mit einem Gewicht von 10.180 kg, Höhe 2,51m, Durchmesser 2,54 m von der Firma Grassmayr gegossen und an diesem Platz mit dem herrlichen Ausblick auf das Inntal aufgestellt.
Heute gehören zur Arge ALP mit Sitz in Innsbruck 10 Länder, Kantone und Provinzen, die das Ziel haben, in Bereichen der Kultur, Landwirtschaft, Verkehr und Wirtschaft zusammen zu rücken und auf den kostbaren und landschaftlich vielfältigen Naturraum der Alpen aufmerksam zu machen. Es wurde auch ein Friedensglockenwanderweg mit 7 Stationen, ausgehend von der Seewaldalm zwischen Seefeld und Mösern über den Möserersee eingerichtet.
In der Hoffnung, dass die Friedenstifter und die Denkmäler, die uns an den Frieden erinnern, Menschen dazu führen einander in gegenseitiger Achtung und Würde zu begegnen, beende ich meine Gedanken zur Kultur als Brücke zur Völkerverständigung und Friedensbotin.

„Leicht, wie eine Feder…..
tanzend in den Frieden“

Interview
Mag. Elisabeth Györfy mit Frau Elisabeth Fink

G: „Wir kennen uns nun schon 52 Jahre. Wir haben heuer ein Jahr zum Feiern – 70 Jahre Kriegsende und 60 Jahre Staatsvertrag. Sie waren in jenen Jahren eine lebenslustige junge Frau und wir würden Sie bitten uns einige persönliche Erinnerungen aus dieser Zeit zu schildern.“
F: „Ich bin im Jahr `43 illegal mit einem Schlepper nach Österreich gekommen. Dies ging nur gegen hohe Bezahlung. Ich bin aus Ostern/Banat (Rumänien) gekommen.“

G: „Sie haben damit also Migrationshintergrund – sie gleichen damit ja dem aktuellsten Thema dieses Sommers!“
F: „Ja, das stimmt. Und dann habe ich Arbeit gesucht. Ich bin mit meiner Schwester in einen Kindergarten gegangen. Dort waren sehr viele Bewerberinnen, aber es ist mir gelungen, eine Anstellung zu bekommen und ich habe dann bis zum Kriegsende in Wetzelsdorf in einem Kindergarten gearbeitet. Ich war glücklich über meine Arbeit auch wenn ich sehr schwere Dienste hatte – die Arbeit mit den Kindern hat mich glücklich gemacht.“
G: „Wie haben Sie das Kriegsende erlebt?“

F: „Wir mussten mit den Kindern im April zu Ostern flüchten, weil es so viele Bombenalarme gab. Wir mussten mit den 44 Kindern immer wieder in den Schlossbergstollen. Unsere Dienste waren lange und oft haben wir auch im Kindergarten geschlafen. Wir haben in der Nacht dann zum Beispiel Geschenke für die Kinder für die Feiertage gebastelt bzw. fertiggestellt. Gefangene aus der Karlau haben damals für Weihnachten Panzer für die Buben gebastelt. Und wir haben die Kinderwägen für die Mädchen hergestellt.
Wir waren als Angestellte auch in der Nacht oft im Kindergarten. Einmal mussten wir ohne Leiterin in den Stollen flüchten. Dabei ging eines der Mädchen namens Gretel verloren. Wir haben sie überall vergeblich gesucht und ich dachte schon daran mich in die Mur zu stürzen, falls ich daran schuld sei, wenn dieses Mädchen nicht wieder auffindbar wäre.
Viel später dann kam dieses Mädchen alleine aus einem Stollen heraus und ich begleitete sie mit ihrem Bruder nach Hause, wo bereits der aufgebrachte Vater auf sie wartete. Ich blieb solange dort, bis er sich beruhigt hatte und seine Tochter nicht mehr schlagen wollte. Das war mein schlimmstes Erlebnis in jener Zeit.“

G: „Wie ist es dann weitergegangen?“
F: „Zu Ostern dann bin ich zu meiner Schwester nach Stainz gefahren, die in einem großen Haus mit ihrer Familie lebte. Von dort aus haben wir miterleben müssen, wie Graz nochmals extrem bombardiert wurde. Und ich wusste, dass ich am Dienstag darauf wieder meinen Dienst in Graz antreten sollte. Nach einer umständlichen Heimreise habe ich dann nur die Köchin im Kindergarten angetroffen, die mir mitteilte, dass wir alle auf das Land flüchten sollten und alle Brücken in Graz gesprengt werden würden, weil die Russen im Anmarsch waren. Wir sind dann mit der Köchin, ihrer Tochter und der Familie zurück zu meiner Schwester nach Stainz geeilt. Voller Freude haben wir gedacht, die Engländer würden nun schon zu unserer Hilfe eilen, aber in Wahrheit waren es dann die Russen. Als wir dies bemerkten, haben wir uns bei französischen Soldaten versteckt, die ihre Flagge in die Höhe hielten. Somit gingen die Russen nicht in dieses Haus kontrollieren, da dies eine Vereinbarung war, dass die eine Besatzungsmacht die andere in Ruhe ließ.“

G: „Wann sind Sie dann von Stainz zurück nach Graz gekommen?“
F: „Ich war dann noch eine Zeit lang in Stainz, habe aber dann Nachricht erhalten, dass ich wieder im Kindergarten arbeiten könne. Ich hatte aber zu dieser Zeit keine Wohnung mehr in Graz, da ein Familienmitglied zu Recht Anspruch auf diese Wohnung gestellt hatte und ich nicht mehr dort wohnen wollte. Ich habe dann auch meine Stelle verloren und blieb daher bei meiner Schwester im Haus. Da sie dann krank war und ich für sie gearbeitet habe, erhielt ich dann auch wieder die heißbegehrte Lebensmittelkarte. Ich wollte aber dann wieder nach Graz zurück, wo das Leben pulsierte, weil sich sehr viele unterschiedliche Bevölkerungsgruppen dort aufhielten. Auch sehr viel Musik und Tanz gab es und ich bin mit meiner Freundin zu zweit gerne Tanzen gegangen. Ich habe dann einen Schotten kennengelernt, der durch die Deutschen alles in seiner Heimat verloren hatte. Er wollte mit mir nach Amerika auswandern, aber ich wollte Graz und meine Schwester nicht verlassen.“
G: „Wie haben Sie den Abzug der Engländer und den Staatsvertrag miterlebt?“
F: „Ich hatte immer viel Glück und auch keine persönlichen Schicksalsschläge miterlebt und auch keine Toten zu betrauern. Bei vielen Frauen sah man Besatzungskinder und diese hatten große Sorgen.
Der Kontakt der Bevölkerung zu den Besatzungsmächten war gut, da es immer geheißen hat, dass dies unsere Befreier waren.“

G: „Liebe Frau Fink – danke für dieses sehr persönliche Interview, das mir in Erinnerung bleiben wird.“

oder

Der Zufall entscheidet

MR Dr. Paul Györfy
geb. 1.12.1922 in UNGARN (Vater Ungar, Mutter Deutsche), mit 4 Jahren nach Marburg (Maribor) übersiedelt, dort zur Schule gegangen und als Kind schon Geigenunterricht genossen. Matura in Marburg.
Im Gespräch mit seiner Schwiegertochter:

Papa, welche Sprache hast Du zuhause gesprochen?
Ungarisch, Deutsch und Slowenisch, In der Mittelschule habe ich dann Serbokroatisch und Französisch als Fremdsprachen gelernt. Noch während der Schulzeit war ich Erntehelfer bei Familie Pfiffer in St. Georgen an der Stiefing.

Wann bist Du eingezogen worden?
1943 nach Holland in ein Krankenhaus, wo ich zum Sanitäter ausgebildet wurde. Meinen Kriegsdienst leistete ich auf der METEOR unter Kapitän Hugo Holm, der mir gewogen war, weil ich ihn immer massieren musste. Im Zug zur Meteor wurde gemunkelt, Hitler sei tot. Es war der Tag des Stauffenberg-Attentats. Leider hat das Gerücht nicht gestimmt.

Wie war das Kriegsende?
Ich war über ein Jahr in englischer Gefangenschaft
Erst in Schleswig Holstein, dann in Ostfriesland, wo ich mir von der Hebamme medizinische Bücher ausgeborgt habe. Im Herbst 1946 kam ich auf Umwegen nach Österreich zurück, zuerst nach Wolfsberg. Aus Angst vor den Partisanen ging ich nicht nach Hause, sondern zu Verwandten nach Graz. Dort konnte ich nicht für den Winter bleiben, weil sie die Decke selbst gebraucht haben. Familie Pfiffer hat mich als Knecht angemeldet, so habe ich Lebensmittelkarten bekommen. Damals habe ich auch probiert, Medizin zu inskribieren, aber der Engländer, der die Kommission leitete, hat meine Papiere nicht anerkannt und mich weggeschickt. Eine Bekannte

hat mir eine Geige geliehen und ich habe die Aufnahmsprüfung ins Konservatorium in der Griesgasse probiert und bestanden. Ich wurde aufgenommen.

Das heißt, Du warst auf dem Weg, Musiker zu werden?
Ja, aber 2 Monate später hat mir ein Freund gesagt, dass jetzt ein anderer Engländer an der Uni sei. Da bin ich nochmals hingegangen und der hat mich zum Medizinstudium zugelassen.

Wann hast Du das Studium abgeschlossen?
1953 habe ich promoviert – zusammen mit den Zwillingsschwestern Eva und Maria Phleps.

Sissi Györfy: Danke für den Bericht. (Papa hat bis vor wenigen Jahren den Festgottesdienst in St.Georgen mit seinem Geigenspiel mitgestaltet).

Saubere Besatzungsmacht

Ich war drei Jahre alt und lebte bei meinen Großeltern außerhalb von Graz in der Nähe des Flughafens. Damals war dort eine rein ländliche Umgebung mit einfachen, armen Bauern, nur wir (mein Großvater war Chef des Umspannwerkes) hatten eine Wohnung mit Badezimmer, darin war ein Badeofen, den man mit Holz heizen musste, um das Wasser zu erwärmen. Mein Großvater bekam den Auftrag, einmal in der Woche das Wasser für britische Offiziere aufzuheizen. Und so kamen regelmäßig an den Samstagen nacheinander drei Herren der militärischen Besatzung, um sich vom ländlichen Staub und Schmutz zu befreien. Sehr zur Freude meiner Schwester und mir, denn wir bekamen jedes Mal Süßigkeiten von den „fremden“ Herren. Auch meine Mutter freute sich, denn die “sauberen“ Besatzer ließen jedes Mal ein Stück Seife zurück. Damals eine Kostbarkeit!

Monika Pieringer, Graz

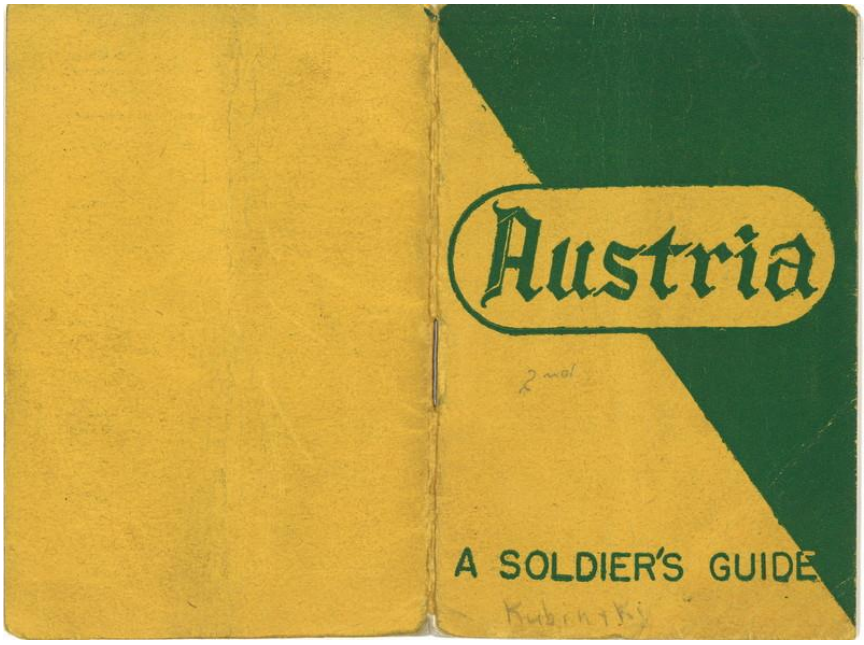
Graz very British

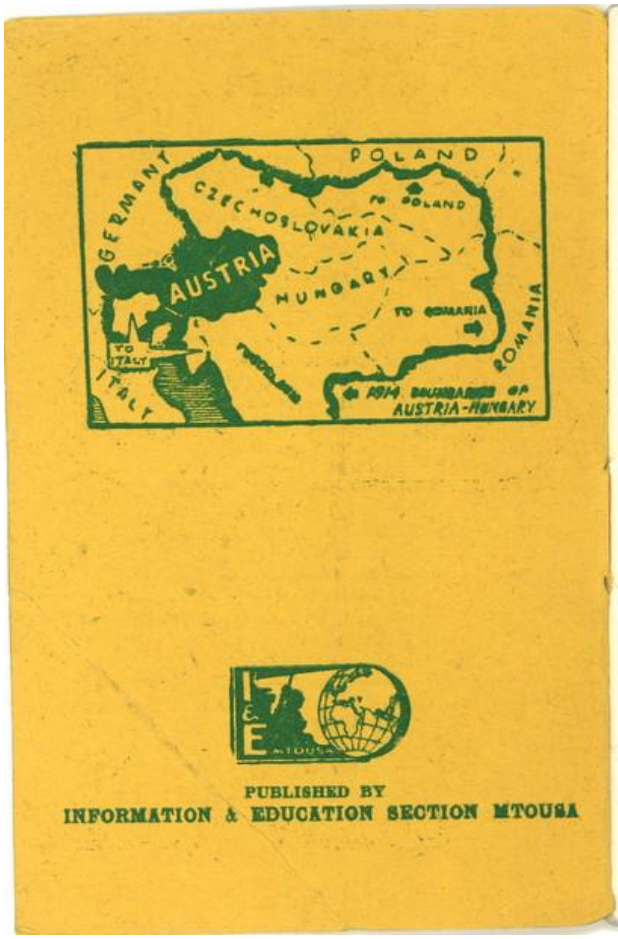
Demonstration der Siegermacht

16.7.2015 CCF11072015_00004.jpg

Hauptplatz 13
Weikhard - Uhren - Juwelier

Treffpunkt Weikharduhr, 1946, Egon Blaschka (BTLJ)





AUSTRIA

To Begin With

YOU are going into Austria as a member of the Allied Armies, both as victors and liberators.

Austrians speak the same language as Germans, but they are in many respects a different people with a different history and different ways of thinking.

As a people they were never so hostile to us as the Germans were. But Austria, too, was infected by the Nazi ideas we have been fighting to stamp out, and when you get to Austria many of our enemies will still be there; some of these will be Germans, some Austrians.

Though there is little doubt that Austrians, on the whole, will welcome you as liberators, this does not necessarily mean that they are all our friends, for in 1938 many of them welcomed the Germans as liberators too. They are of course anxious to get the best deal they can for themselves, and that means they want to be on good terms with the winners.

One of the Allies' war aims is to restore a free and independent Austria, and we have good reason to believe that that is the wish of the majority of the Austrian people. But it was not always so. It was in part their own fault that their country was overrun by the Germans and that they afterwards found themselves fighting in Hitler's armies. (Remember this when the Austrians tell you political hard-luck stories.) *The fact that we have beaten Hitler gives them another chance. They are lucky.*

Security

Now that hostilities have officially ceased, you may think that in a country like Austria where the population has the reputation of being kindly and easy-going, there is no longer any need for security.

This is not the case.

Although Austria is one of the countries which has suffered from a German occupation and you will find that the majority of Austrians are well disposed towards the Allied nations and regard them as their liberators, you must not forget that for many years there has been a highly developed Nazi faction there with habits and aims as vicious as those of its German counterpart.

Security is, therefore, as important as ever, although it must now be approached from a somewhat different angle. Whereas under war conditions and in battle breaches of security may cost men's lives, under conditions of an occupation this may not seem so obvious. Such breaches will, however, assist not only German agents, but Austrians who are working underground for the military resurrection of the Greater Germany. This time we have got to root out German militarism once and for all wherever it may be found.

It is safe to assume that there is still a Nazi Underground at work in Austria. Attempts will be made to promote a new Naziism, disrupt Allied unity, harm occupation troops and supplies, and to secure information on all activities—present and future—of the Allied Forces of Occupation.

In order to prevent or combat such potentialities, all troops of occupation must be extremely careful of conversation at all times. Many more Austrians speak and understand English than you realize. Do not leave documents, diaries or even personal letters lie about. Do not leave weapons or ammunition where saboteurs or assassins may be tempted to use them. Be on the alert against Nazi propaganda; take no part in political controversies.

In checking security documents, such as passes, be sure of the bearer's true identity. Report all suspicious characters or actions to your Unit Security Officer or to Field Security Personnel at once.

Life in Austria will demand constant vigilance, alertness and self-confidence. Confine your activities strictly to the job on hand and carry it through, with good-will and determination. The more thorough we are now the less likely are we to have trouble in the future.

wine	VAIN	Wein
workman	AR-bai-ter	Arbeiter
wounded	fayr-VOON-det	verwundet

Y

yes	YA	ja
yesterday	Gess-tern	gestern
you	zee	Sie

GENERAL INFORMATION

German	*Sp Pronunciation*	*Abbr.*	*Equivalent*
Kilogram	KEE-lo-grahm	kg	2.2 lbs.
Pfund	PFOONT	Pf	1.1 lbs.
Liter	LEE-ter	l	1.06 quarts
Kilometer	KEE-lo-may-ter	km	0.62 miles
Meter	MAY-ter	m	1.1 yds.

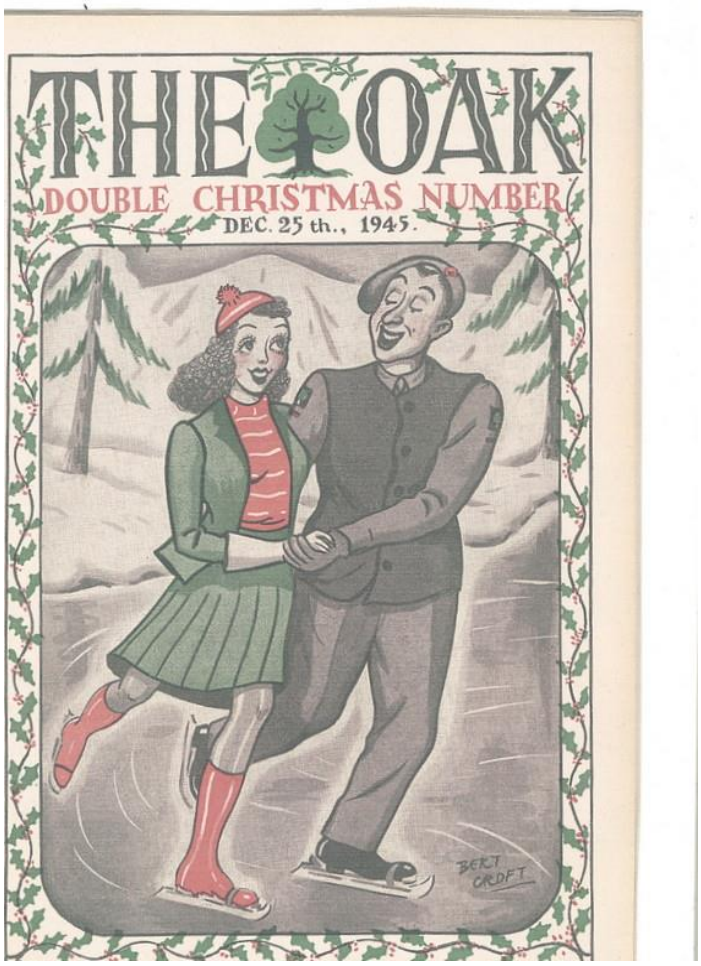
IMPORTANT SIGNS

Halt!	Stop!
Langsam!	Go Slow!
Gefahr!	Danger!
Einbahnstrasse	One Way Street
Einbahnverkehr	One Way Traffic
Keine Durchfahrt	No thoroughfare
Rechts fahren	Keep to the right
Strasse in Bau	Road Under Construction
Parken Verboten	No Parking
Kreuzung	Dangerous Crossing
Bahn Ubergang	Grade Crossing
Kein Zutritt	No Admittance
Frauen (or) Damen	Women

Männer (or) Herren	Men
Eingang	Entrance
Ausgang	Exit
Kurve	Curve

NUMBERS

1	AINSS	eins
2	TSVAI	zwei
3	DRAI	drei
4	FEER	vier
5	FEWNF	fünf
6	ZEKS	sechs
7	ZEE-ben	sieben
8	AHKHT	acht
9	NOYN	neun
10	TSAYN	zehn
11	ELF	elf
12	TSVERLF	zwölf
13	DRAI-tsayn	dreizehn
14	FEER-tsayn	vierzehn
15	FEWN-tsayn	fünfzehn
16	ZESH-tsayn	sechzehn
17	ZEEP-tsayn	siebzehn
18	AHKHT-tsayn	achtzehn
19	NOYN-tsoyn	neunzehn
20	TSVAHN-tsik	zwanzig
30	DRAI-sik	dreissig
40	FEER-tsik	vierzig
50	FEWNF-tsik	fünfzig
60	ZESH-tsik	sechszig
70	ZEEP-tsik	siebzig
80	AHKH-tsik	achtzig
90	NOYN-tsik	neunzig
100	HOON-dert	hundert
1000	TOW-zent	tausend



BRITISCH - STEIRISCHE HOCHZEIT

Friedensstadt Graz

Kommunale Friedensarbeit in den letzten 30 Jahren

Im Gedenkjahr 1988 – 50 Jahre nach der Besetzung Österreichs und der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten – richtete die Stadt Graz durch Beschluss aller im Gemeinderat vertretenen Parteien ein kommunales Büro für Frieden und Entwicklung ein, um den Willen und die Verantwortung einer Stadt, zum Frieden im Rahmen der ihr zur Verfügung stehenden Möglichkeiten beizutragen, zu bekunden.
Im Licht des noch immer herrschenden Kalten Krieges und einer starken Friedensbewegung war der Blick zu dieser Zeit stark auf internationales Konfliktgeschehen gerichtet. Trotzdem wurde auf das Geschehen in der Stadt nicht vergessen und das Projekt „Stadt ohne Gewalt“ mit Dr. Reiner Steinweg umgesetzt. Eine Stadt, die sich als Vermittlerin in schwierigen Situationen verstand, sollte auch ein Vorbild sein im kritischen und konstruktiven Umgang mit struktureller Gewalt und ihren konkreten Auswirkungen auf die Menschen in der Stadt.
Das folgende Jahrzehnt, voll von unterschiedlichen thematischen Schwerpunkten, zeigte, dass eine einzige Einrichtung auch in Kooperation mit den vielen engagierten NGOs der Stadt nicht ausreichte, um in den großen Themenbereichen „Frieden, Menschenrechte, Entwicklungszusammenarbeit und interreligiöses Zusammenleben“ nachhaltige Aufbauarbeit zu leisten.
In den unterschiedlichen Bereichen begannen sich Organisationen und Netzwerke zu profilieren und es wurde klar, dass eine Neuordnung nötig war. Am 8. Februar 2001 erklärte sich die Stadt Graz zur „Menschenrechtsstadt“ im Rahmen des UNdP-Programmes und richtete die Säulen „Integration, Friedensarbeit, Menschenrechte und Interreligiöse Zusammenarbeit“ ein, um die Umsetzung der verschiedenen Maßnahmen, zu denen sich die Stadt mit der Erklärung verpflichtete, zu begleiten. Jede dieser Säulen stellt für sich eine unabdingbare Voraussetzung für den Frieden in der Stadt dar, die Säule Friedenarbeit wurde jedoch als eigener Bereich definiert, um sich den Themen der Konfliktlösung und der präventiven Arbeit in der Stadt zu widmen. Um möglichst viele Menschen in der Stadt zu erreichen, wurde die Arbeit auf Angebote für Schulen, Projekte mit der Bezirksdemokratie und in Nachbarschaften und ein Konfliktlösungsangebot in Wohnhäusern aufgebaut.
Somit verfolgte die Stadt Graz konsequent einen Wechsel von einem stark auf das politische Weltgeschehen gerichteten Blick hin zu einer strukturierten Bearbeitung der Probleme des Zusammenlebens in der Stadt und damit zu Handlungsfeldern, auf die sie direkten Zugriff hat. Dass dieser Blickwechsel und Kompetenzaufbau sich als vorausschauend beweisen sollte, zeigt sich mittlerweile, da die Menschen aus den Konfliktregionen der Welt in Europa und damit auch in Graz angekommen sind, und die Arbeit für den Frieden ihren Schwerpunkt in der Stadt verlangt.

Jutta Dier